This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

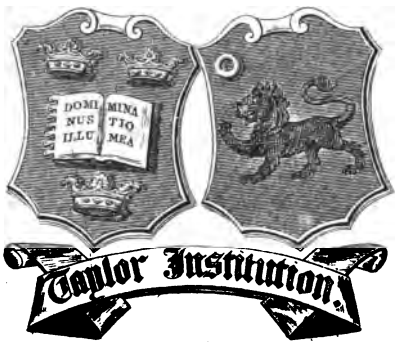
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

35119



Das Geheimniß der alten Mamſell.

Erſter Band.

Das

Geheimniß der alten Mamſell.

Roman

von

E. Marlitt.

Erſter Band.

Sechste Auflage.

Leipzig,
Verlag von Ernſt Keil.
1872.

35. i. 17

LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
24 NOV. 1933
OF OXFORD

1.

„Na, jetzt sag' mir nur um Gotteswillen, wo willst Du eigentlich hin, Hellwig?"

„Direct nach X., wenn Du erlaubst!" klang es halb trotzig, halbst spöttisch zurück.

„Aber dahin geht es doch in seinem ganzen Leben nicht über eine Anhöhe! . . . Du bist nicht gescheidt, Hellwig . . . . . Heda, ich will aussteigen! Ich habe durchaus keine Lust, mich umwerfen zu lassen und meine heilen Knochen einzubüßen — wirst Du wohl halten?"

„Umwerfen? Ich? . . . . I, das wäre doch das erste Mal in meinem Leben" — wollte er vermuthlich sagen; aber ein entsetzlicher Krach erfolgte, und mit demselben verstummten die Lippen des Sprechenden wie die eines Todten. Das Schnauben und Stampfen eines Pferdes wurde für einen Augenblick hörbar; dann stand das

Thier auf seinen vier Hufen und jagte wie rasend quer-feldein.

„Na, da haben wir die Bescheerung!“ brummte endlich der erste Sprecher, indem er sich auf dem nassen, frisch gepflügten Ackerfelde aufsetzte. „He, Hellwig, Böhm, seid Ihr noch am Leben?“

„Ja,“ rief Hellwig nicht weit von ihm und tastete suchend auf den triefenden Erdschollen nach seiner Perücke. Alles Selbstvertrauen, aller Spott waren wie weggeblasen von dieser schwachen Stimme. Auch das dritte Opfer versuchte es zunächst mit einer Bewegung auf allen Vieren, wobei es entsetzlich fluchte und stöhnte; denn seine gewaltige Corpulenz fühlte sich unwiderstehlich zur Mutter Erde hingezogen. Endlich war die edle Stellung, die den Menschen als die bevorzugteste Creatur in Gottes weiter Schöpfung kennzeichnet, wiedergewonnen, die drei Gefallenen standen auf ihren Füßen und besannen sich, was eigentlich geschehen sei, und was nun geschehen müsse.

Für's Erste lag die kleine Chaise, in welcher die drei Herren heute Morgen ihr Vaterstädtchen X. verlassen hatten, um zu jagen, umgestürzt neben der unglückseligen Anhöhe und zeigte dem Himmel ihre vier Räder, wie die Drei tastend bemerkten; der Hufschlag

des entfliehenden Rappen war längst verhallt, und eine stockfinstere Nacht bedeckte die traurigen Folgen des Hellwig'schen Selbstvertrauens.

„Na, hier übernachten können wir nicht — das steht fest. Machen wir, daß wir fortkommen!“ mahnte endlich Hellwig mit ermuthigter Stimme.

„Ja, nun commandire auch noch!“ grollte der Dicke, indem er sich heimlich überzeugte, daß nicht eine seiner Rippen, sondern die Scherben seines schönen Pfeifenkopfes das beängstigende, knirschende Geräusch an seiner Herzwand verursachten. „Commandire auch noch, das steht Dir gut an, nachdem Du um ein Haar in Deinem schandbaren Leichtsinn zwei Familienväter gemordet hättest .... Uebernachten will ich freilich nicht in dieser Löwengrube; aber nun siehe Du auch, wie Du Rath schaffst ... Nicht zehn Pferde bringen mich ohne Licht von dieser Stelle! Ich versinke zwar im Ackerschlamme, und von da drüben her kommt eine Luft, die mir für ein halbes Jahr meinen Rheumatismus in die Knochen jagt — da drein ergebe ich mich, Du magst es verantworten, Hellwig! Aber ich werde nicht so verrückt sein, mir muthwillig in den tausend Löchern und Gräben, die diese gesegnete Gegend aufzuweisen hat, Arme und Beine zu brechen, oder die Augen einzuschlagen.“

„Sei kein Narr, Doctor,“ ſagte der Dritte. „Du kannſt nicht wie ein Meilenzeiger abwechſelnd auf einem Beine hier ſtehen und abwarten, bis Hellwig und ich in die Stadt tappen und Hülfe holen. Ich hatte längſt gemerkt, daß dieſer ausgezeichnete Roſſelenker zu viel nach links fuhr. Wir gehen jetzt ſchnurſtracks über den Acker nach rechts und kommen an den Fahrweg, dafür ſtehe ich ein. Und nun komm und mache keine Flauſen: denk' an Weib und Kind, die vielleicht jetzt ſchon jammern und ſchreien, weil Du bei der Abendſuppe fehlſt.“

Der Dicke brummte etwas von „heilloſer Wirthſchaft“ in den Bart; aber er verließ ſeinen Poſten und tappte mit den Andern vorwärts. Das war ein ſchrecklich Stück Arbeit! Fauſtdick hingen ſich Erdſohlen an die Jagdſtiefeln, und hier und da ſank ein unſicher tappender Fuß mit aller Vehemenz in eine Pfütze, deren alterirter Waſſerſpiegel ſich ſofort in Fontainenform über die Köpfe und Flausröcke der drei Unglücklichen ergoß. Sie erreichten aber doch ohne ernſtlichen Unfall den Fahrweg, und nun wurde tapfer und wohlgemuth d'rauf los geſchritten. Selbſt der Doctor gewann allmälig ſeine gute Laune wieder; er brummte mit einem fürchterlichen Baſſe: „Zu Fuß ſind wir gar wohl beſtellt, juchhe!“ ꝛc.

In der Nähe der Stadt tauchte ein Licht aus der Finsterniß auf; es kam in stürmischer Eile auf die Wandernden zu, und Hellwig erkannte alsbald in dem breiten, fröhlich lachenden Gesichte, das sich in greller Beleuchtung über die Laterne erhob, seinen Hausknecht Heinrich.

„Ja, Herr Je, Herr Hellwig, sind Sie's denn wirklich?“ schrie der Bursche. „Die Madame denkt, Sie liegen mausetodt da draußen!“

„Woher weiß denn meine Frau schon, daß wir Unglück gehabt haben?“

„Ja seh'n Sie, Herr Hellwig, da ist heute Abend eine Kutsche mit Spielern angekommen“ — der ehrliche Bursche hatte für Schauspieler, Taschenspieler, Seiltänzer und dergleichen nur diese eine Rubrik — „und wie die Kutsche in den Löwen eingefahren ist, da war das Beest, unser Rappe, hintendran, als ob er dazu gehörte. Der Löwenwirth kennt ihn ja, unsern Alten, und hat ihn gleich selbst gebracht . . . Na, aber der Schreck von der Madame! Sie hat mich gleich fortgeschickt mit der Laterne, und Friederike muß einen Camillenthee kochen.“

„Camillenthee? . . . Hm, ich meine, ein Glas Glühwein, oder wenigstens ein Warmbier wäre vielleicht zweckmäßiger gewesen.“

„Ja, das meinte ich auch, Herr Hellwig; aber Sie wissen ja, wie die Madame —“

„Schon gut, Heinrich, schon gut. Jetzt gehe Du voran mit der Laterne. Wir wollen machen, daß wir heimkommen.“

Auf dem Marktplatze trennten sich die drei Leidensgefährten mit stummem Händedrucke; der Eine, um pflichtschuldigst seinen Camillenthee zu trinken, und die Anderen in dem niederschlagenden Bewußtsein, daß ihrer eine Gardinenpredigt daheim warte. Denn die Frauen waren der „noblen Passion“ ihrer Eheherren ohnehin nicht hold, und nun lag die Jagdbeute, das einzige Beschwichtigungsmittel, zerquetscht draußen unter der umgestürzten Chaise, und das mit zähem Schlamme bedeckte Jagdcostüm verwandelte sicherlich schon die erste Umarmung in einen jähen Zornausbruch.

Am anderen Morgen klebten an allen Straßenecken rothe Zettel, welche die Ankunft des berühmten Escamoteur Orlowsky und seine ausgezeichneten Kunstleistungen ankündigten, und eine junge Frau ging von Haus zu Haus, um Billets zu den Vorstellungen anzubieten .... Sie war sehr schön, diese Frau, mit ihrem prächtigen, blonden Haare und der imposanten Gestalt voll Adel und Anmuth; aber das liebliche Gesicht war

blaß, „blaß wie der Tod," sagten die Leute, und wenn sie die goldig bewimperten Lider hob, was nicht häufig geschah, da brach ein rührend sanfter, aber thränenvoller Blick aus den dunkelgrauen Augensternen.

Sie kam auch in Hellwig's Haus, das stattlichste am Marktplatze.

„Madame," rief Heinrich in das große Zimmer im Erdgeschosse, während er den hellpolirten Messingknopf an der glänzend weißen Thüre in der Hand behielt, „die Spielersfrau ist draußen!"

„Was will sie?" rief eine weibliche Stimme streng zurück.

„Ihr Mann spielt morgen, und da möchte sie gern eine Karte an die Madame verkaufen."

„Wir sind anständige Christen und haben kein Geld für solche Faxereien — schick' sie fort, Heinrich!"

Der Bursche schloß die Thür wieder. Er kratzte sich hinter den Ohren und machte ein sehr verlegenes Gesicht; denn die „Spielersfrau" mußte ja jedes Wort gehört haben. Sie stand auch einen Augenblick wie zusammengebrochen vor ihm: eine fliegende Röthe war in ihr bleiches Gesicht getreten, und ein schwerer Seufzer hob ihre Brust . . . Da wurde leise ein kleines Fenster geöffnet, das in die Hausflur mündete; eine unterdrückte

Männerstimme verlangte ein Billet — es wurde in Empfang genommen, und ein harter Thaler glitt dafür in die Hand der jungen Frau. Ehe sie nur aufblicken konnte, war der Fensterflügel wieder geschlossen, und ein grüner Vorhang hing in dichten, undurchdringlichen Falten hinter den Scheiben. Heinrich öffnete mit einem linkischen Kratzfuße und gutmüthig lächelnd die Hausthür, und die Frau schwankte hinaus, schwankte weiter auf dem Wege voller Dornen und Stacheln.

Der Hausknecht nahm ein paar blankgewichster Stiefeln, die er vorhin, bei dem Erscheinen der Frau, niedergesetzt hatte, wieder auf und trat in das Zimmer seines Herrn, der sich uns jetzt im vollen Tageslichte als einen kleinen, älteren Mann mit einem mageren, blassen, aber unendlich gutmüthigen Gesichte zeigt.

„Ach, Herr Hellwig," meinte Heinrich, nachdem er die Stiefeln an den gehörigen Platz gestellt hatte, „das war wirklich recht schön, daß Sie eine Karte gekauft haben! Die arme Frau sieht ja aus, wie's Leiden Christi; sie dauert mich, und wenn zehnmal ihr Mann sein Brod nicht ehrlich verdient . . . Er hat hier so kein Glück — denken Sie einmal an mich, Herr Hellwig!"

„Warum denn nicht, Heinrich?"

„Ja, weil der Racker, unser Rappe, sich wie eine

Klette an den Wagen gehängt hat, wie er zum Thore hereingefahren ist — das bedeutet nichts Gutes — das Unglücksvieh kam ja justement von einem Unglücksplatze . . . Passen Sie 'mal auf, Herr Hellwig, was ich gesagt habe, die Leute haben kein Glück!"

Er schüttelte seinen dicken Kopf und ging, da sein Herr auf die Prophezeihung hin weder ein Für noch Wider verlauten ließ, wieder in die Hausflur, um die Strohmatte vor der Thüre der gestrengen Madame regelrecht zu placiren; die fremde Frau hatte unbewußt mit dem Fuße daran gestoßen.

2.

Der Rathhaussaal war gedrängt voll Zuschauer, und immer noch strömten die Menschen die Treppe herauf. Heinrich stand im dichtesten Gedränge und suchte sich schimpfend Luft zu machen mittelst derber Püffe und heimlicher Attaquen auf die Hühneraugen seiner Nächsten. „Herr Jesus, wenn das die Madame wüßte, das gäb' ein Donnerwetter! — Der Herr müßte gleich morgen in aller Frühe zur Beichte," flüsterte er vergnüglich schmunzelnd einen Nachbar zu, indem er seinen schwieligen Zeigefinger nach einem der erhöhten Sitze an der

Seitenwand des Saales ausstreckte. Dort saß Herr Hellwig in Gesellschaft seines Leidensgefährten, des Doctor Böhm. Es hatte dem ehrlichen Burschen Mühe genug gekostet, seinen schmächtigen Herrn herauszufinden; denn die Honoratioren waren stark vertreten. Das Programm versprach aber auch lauter neue Wunderdinge, und der Schluß desselben lautete folgendermaßen:

„Madame d'Orlowsky erscheint als Schildjungfrau. Sechs Mann Militair werden mit scharfgeladenem Gewehre auf sie schießen, und sie wird mit einem Hiebe ihres Schwertes die sechs Kugeln in der Luft zerhauen."

Die Bewohner von X. waren hauptsächlich gekommen, um sich von der Wahrheit dieses Wunders überzeugen zu lassen. Die schöne, junge Frau hatte das allgemeine Interesse geweckt, und jeder mochte gern wissen, wie sie wohl aussehe, wenn sie die Feuerrohre auf sich gerichtet wüßte . . . Es gelang übrigens auch dem Taschenspieler, die Aufmerksamkeit des Publicums für seine Kunstleistungen zu gewinnen. Er war, was die Frauen einen interessanten Mann zu nennen pflegen. Mittelgroß, von schlanker, biegsamer Gestalt, mit regelmäßigen, aber bleichen Zügen, braunen Locken und ausdrucksvollen Augen, zeigte er sehr elegante Manieren, und sein eigenthümlich klingendes Deutsch, das ihn als

den Sohn jenes unglücklichen, aus einander gerissenen Volkes kennzeichnete, machte ihn noch anziehender . . . Das Alles war aber sofort vergessen, als die annoncirten sechs Soldaten unter Commando eines Unterofficiers aufmarschirten. Ein Geräusch entstand im Publicum, wie das Tosen einer Brandung — dann folgte plötzlich bängliche Stille.

Der Pole trat an einen Tisch und machte die Patronen angesichts des Publicums. Mit einem Hammer klopfte er auf jede einzelne Kugel, um die athemlosen Zuschauer durch den Klang zu überzeugen, daß es wirkliche, zweilöthige Gewehrkugeln seien. Dann gab er jedem der Soldaten eine Patrone und ließ vor den Augen des Publicums laden . . . Der Taschenspieler klingelte.

Gleich darauf trat die Frau hinter einem breiten Schirme hervor. Sie schritt langsam seitwärts und stellte sich den Soldaten gegenüber. Es war eine wundervolle Erscheinung, den linken Arm deckte der Schild, und in der Rechten hielt sie das Schwert. Ein weißes Gewand floß in reichen Falten auf die Füße nieder; um die Hüften legten sich silberglänzende Schuppen, und ein strahlender Harnisch deckte die herrliche Büste . . . Was war aber all' dieser Glanz gegen den matten Goldschimmer

der Haarwellen, die unter dem Helme hervorquollen und fast bis auf den Saum des Gewandes herabfielen!

Das bleiche, schwermüthige Gesicht richtete den traurigen Blick auf die Mündungen der todtbringenden Waffen, die hinüber starrten. Keine Wimper zuckte. Nicht die leiseste Bewegung war an dem leicht wallenden Gewande zu bemerken — sie stand dort wie ein Steinbild .... Das letzte Commando schallte durch den todtenstillen Saal; die sechs Schüsse krachten wie aus einem Rohre — sausend durchschnitt das Schwert die Luft, und zwölf halbe Kugeln rasselten auf den Boden.

Einen Augenblick noch sah man die hohe Gestalt der Schildjungfrau unbeweglich stehen — der Pulverdampf verwischte ihre Züge, und nur matt schimmerte die Rüstung durch die Wolke ... dann schwankte sie plötzlich, Schild und Schwert sanken klirrend zu Boden, mit der Rechten griff sie, wie nach einem Halt suchend, krampfhaft zuckend in die Luft und taumelte mit dem herzzerreißenden Schrei: „O Gott, ich bin getroffen!“ in die Arme ihres herbeieilenden Mannes ... Er trug sie hinter den Schirm und stürzte gleich darauf wie ein Rasender auf die Soldaten zu.

Sie hatten sämmtlich die Weisung erhalten, beim Laden der Gewehre die Kugeln abzubeißen und im

Munde zu behalten, das war das ganze Wunder. Einer derselben jedoch, ein ungelenkes Bauernkind, hatte, völlig verwirrt durch den Anblick der versammelten Menschenmenge, in jenem verhängnißvollen Momente den Kopf verloren — als die fünf Anderen auf den leidenschaftlich herausgestoßenen Befehl des Taschenspielers die Kugeln sofort aus dem Munde holten, da brachte er zu seinem eigenen Entsetzen ein wenig Pulver zum Vorschein — seine Kugel hatte die unglückliche Frau durchbohrt.

Die Züge des Polen verzerrten sich bei diesem Ergebniß in Schmerz und Verzweiflung, und er schlug, ganz außer sich, den unfreiwilligen Verbrecher in's Gesicht.

Augenblicklich entstand eine unglaubliche Verwirung im Saale. Mehrere Damen wurden ohnmächtig, und zahllose Stimmen schrieen nach einem Arzte. Doctor Böhm aber, der den Vorfall schneller begriffen hatte, als alle Anderen, war schon längst hinter dem Schirme bei der Verwundeten. Als er endlich mit erblaßtem Gesichte wieder hervortrat, sagte er leise zu Hellwig: „Muß ohne Gnade sterben, das arme, prächtige Weib!"

Eine Stunde später lag die Frau des Taschenspielers auf einem Bette im Gasthofe „zum Löwen". Man hatte sie auf einem Sopha aus dem Saale getragen! Heinrich war einer der Träger gewesen. „Na, Herr

Hellwig, habe ich Recht oder Unrecht mit dem Unglücksvieh, dem Rappen?“ hatte er seinen Herrn im Vorübergehen gefragt, und dabei waren ihm dicke Thränen über die Backen gelaufen.

Die Frau lag still, mit geschlossenen Augen da. Ihre entfesselten Haare fielen in einzelnen Strähnen über die weißen Kissen und den Bettrand hinab, und die goldigen Spitzen ringelten sich auf dem dunklen Fußteppich .... Vor dem Bette kniete der Taschenspieler! die Hand der Verwundeten ruhte auf seinem Kopfe, den er tief eingewühlt hatte in die Bettdecke.

„Schläft Fee?“ flüsterte die Frau fast unhörbar, während sie mühsam die Lider öffnete.

Der Taschenspieler hob den Kopf und nahm die bleiche Hand zwischen die seinigen.

„Ja,“ murmelte er mit schmerzverzogenen Lippen. „Die Tochter des Hauses hat sie mitgenommen in ihr Schlafzimmer; sie liegt dort in einem weißen Bettchen — unser Kind ist gut aufgehoben, Meta, mein süßes Leben.“

Die Frau blickte mit einem unaussprechlichen Ausdrucke innerer Leiden auf ihren Mann, dem die Verzweiflung aus den Augen glühte.

„Jasko — ich sterbe!“ seufzte sie.

Der Taſchenſpieler ſank auf den Teppich zurück und wand ſich wie in den heftigſten körperlichen Schmerzen.

„Meta, Meta, gehe nicht von mir!“ rief er außer ſich. „Du biſt das Licht auf meinem dunklen Wege! Du biſt der Engel, der die Dornen meines verfehmten Berufes ſich in's Herz geſtoßen hat, damit ſie mich nicht berühren ſollten! . . . Meta, wie ſoll ich leben, wenn Du nicht mehr neben mir ſtehſt mit dem behütenden Auge und dem Herzen voll unſäglicher Liebe? Wie ſoll ich leben, wenn ich Deine berauſchende Stimme nicht mehr höre, Dein himmliſches Lächeln nicht mehr ſehe? Wie ſoll ich leben mit dem marternden Bewußtſein, daß ich Dich an mich geriſſen habe, um Dich namenlos elend zu machen? . . . Gott, Gott, da droben, Du kannſt mich nicht in dieſe Hölle ſtoßen! . . .“ Er weinte leiſe. „Ich will erſt ſühnen, was ich an Dir gefrevelt habe, Meta. Ich will für Dich arbeiten, ehrlich arbeiten, bis mir das Blut unter den Nägeln hervorſpringt — ich will arbeiten mit Hake und Spaten. Wir wollen uns ſtill und zufrieden in einen Winkel der Erde zurückziehen“ — er riß das ſchwarze, mit Goldflittern beſäete Sammetwamms von den Schultern — „fort mit dem Plunder! Er ſoll mich nie mehr berühren . . . Meta, bleibe bei mir, wir wollen ein neues Leben anfangen!“

Ein schmerzliches Lächeln flog um die Lippen der Sterbenden. Mühsam erhob sie den Kopf; er schob seinen Arm unter und preßte mit der linken Hand ihr Gesicht wie wahnsinnig an seine Brust.

„Jasko, fasse Dich — sei ein Mann!“ stöhnte sie; ihr Haupt sank wie leblos zurück, aber sie öffnete die halb gebrochenen Augen wieder, und es schien, als klammerte sich die scheidende Seele noch einmal verzweiflungsvoll an die zusammenbrechende Hülle — diese Lippen die in Staub zerfallen sollten, mußten noch einmal sprechen; das Herz durfte nicht stillstehen und die Qualen unausgesprochener Mutterangst mit unter die Erde nehmen.

„Du bist ungerecht gegen Dich selbst, Jasko,“ sagte sie nach einer Pause, während welcher sie noch einmal den Rest ihrer Kräfte zusammen gerafft hatte; „ich bin nicht elend geworden durch Dich.... ich bin geliebt worden, wie selten ein Weib, und diese Jahre des Liebesglückes wiegen wohl ein ganzes, langes Menschenleben auf... Ich habe gewußt, daß ich dem Taschenspieler meine Hand reiche — ich bin aus dem Vaterhause, das mich um meiner Liebe willen verstieß, hellen Blickes gegangen, um an Deiner Seite zu leben ... Wenn Schatten mein Glück getrübt haben, so trifft mich,

mich allein die Schuld, die ich meine Kraft überschätzt hatte, und die kleinmüthig zusammenbrach unter der Misère Deiner Stellung... Jasko," fuhr sie leiser fort, „den Mann erhebt der Gedanke, daß seine Kunst, gleichviel welche, ihn adle, über die engherzigen Ansichten der Menschen — das Weib aber zuckt unter den Nadelstichen einer geringschätzenden Behandlung... O Jasko, die Sorge um Fee macht meine Sterbestunde zu einer qualvollen, schrecklichen! Ich beschwöre Dich, halte das Kind fern von Deinem Berufe!"

Sie faßte nach seiner Hand und zog sie an sich. Ihre ganze Seele drängte sich noch einmal in diese schönen Augen, die sich binnen Kurzem verdunkeln sollten im Todeskampfe.

„Ich fordere unsäglich Schweres von Dir, Jasko!" fuhr sie flehentlich fort. „Trenne Dich von Fee — gieb sie unter die Obhut einfacher, braver Menschen, lasse sie inmitten eines ruhigen, stillen Familienlebens aufwachsen — versprich mir das, mein einzig geliebter Mann."

Mit von Thränen erstickter Stimme gelobte es ihr der Mann. Es folgte eine schreckliche Nacht, der Todeskampf wollte nicht enden. Als aber das Frühroth durch die Fenster brach, da warf es seine Rosen auf eine schöne

Frauenleiche, deren verklärte Züge die Kämpfe der letzten Stunden nicht mehr ahnen ließen. Orlowsky hatte sich über die erkaltende Hülle geworfen, und nur der Anstrengung mehrerer Männer gelang es, ihn hinwegzureißen und in ein anderes Zimmer zu bringen.

Am dritten Tage gegen Abend wurde die „Spielersfrau" unter großem Zudrange zur Erde bestattet. Mitleidige Herzen hatten den Todtenschrein mit Blumen bedeckt, und unter den angesehenen Männern der Stadt, die im Leichenzuge schritten, war auch Hellwig . . . Der Taschenspieler brach zusammen, als die ersten Schollen auf den Sarg fielen; aber Hellwig, der neben ihm stand, stützte ihn und führte ihn in die Stadt zurück. Er blieb mehrere Stunden allein bei dem Tiefgebeugten, der bis dahin jeden Zuspruch zurückgewiesen und sogar versucht hatte, Hand an sich zu legen . . . Die an der Thüre des Sterbezimmers vorüber gingen, hörten bisweilen ein heftiges Aufschluchzen des unglücklichen Mannes, oder Ausbrüche leidenschaftlicher Zärtlichkeit, auf die süßes Kindergeschwätz antwortete — sie klangen herzzerreißend zusammen, jene thränenerstickte Stimme und die lachenden Silbertöne des Kindes.

3.

Der Abend war weit vorgerückt. Ein scharfer Novemberwind fegte durch die Straßen, und die ersten Schneeflocken taumelten auf Dächer und Straßenpflaster und auf die dunkle, frisch aufgeworfene Erde des Grabhügels, der sich über der jungen Frau des Polen wölbte.

Inmitten des Hellwig'schen Wohnzimmers stand ein gedeckter Tisch. Es waren massive silberne Bestecke, die neben den Tellern lagen, und das weiße Damasttischtuch hatte Atlasglanz und zeigte ein prachtvolles Muster. Die Lampe stand auf dem kleinen, runden Sophatische, hinter welchem die Frau Hellwig saß und an einem langen, wollenen Strumpfe strickte. Sie war eine große, breitschultrige Frau im Anfange der vierziger Jahre. Vielleicht war dies Gesicht im Schimmer der Jugend schön gewesen, wenigstens hatte das Profil jene classische Linie, welche die Gesetze der regelmäßigen Schönheit verlangen; aber hinreißenden Zauber hatte die Frau wohl nie besessen. Und mochte ihr großes Auge auch noch so schön geschnitten und glänzend, ihr Teint noch so strahlend gewesen sein, sie hatten sicher nicht jenen Schmelz zu ersetzen vermocht, den ein reiches Seelenleben über die Züge haucht — wie hätte sich dies

Geſicht ſo verſteinern können bei innerer Wärme? Wie wäre es möglich geweſen, nach einer Jugend voll ſeligen Gebens und Nehmens, nach den zahlloſen Anregungen und Empfindungen, die das Leben in der empfänglichen Seele weckt, noch ſo eiſig zu blicken, wie dieſe ſtarren, grauen Augen blickten? . . . Ein dunkler Scheitel legte ſich in einer ſtrengen, feſten Linie um die noch immer weiße Stirn. Das übrige Haar dagegen verſchwand unter einem Mullhäubchen von tadelloſer Friſche. Dieſe Kopfbedeckung und ein ſchwarzes Kleid von geſucht einfachem Schnitt mit enganliegenden Aermeln und ſchmalen, weißen Manſchettenſtreifen am Handgelenke gaben der geſammten Erſcheinung etwas Puritanerhaftes.

Dann und wann wurde eine Seitenthür geöffnet, und das runzelvolle Geſicht einer alten Köchin erſchien forſchend in der Spalte.

„Noch nicht, Friederike!“ ſagt Frau Hellwig jedes Mal mit eintöniger Stimme, ohne aufzublicken; aber die Nadeln flogen immer raſcher durch die Finger, und ein eigenthümlicher Zug von Verbiſſenheit lagerte um die ſchmalen Lippen. Die alte Köchin wußte genau, daß ‚die Madame‘ ungeduldig ſei; ſie liebte es, zu ſchüren, und rief endlich in weinerlichem Tone in das Zimmer:

„Du lieber Gott, wo aber auch nur der Herr

bleibt! Der Braten wird ſchlecht, und wann ſoll ich denn heute fertig werden?“

Dieſe Bemerkung trug ihr zwar eine Rüge ein, denn Frau Hellwig litt es nicht, daß ihre Leute unaufgefordert ihre Meinung äußerten; aber ſie zog ſich vergnüglich ſammt ihrem Verweiſe in die Küche zurück, hatte ſie doch geſehen, daß die Madame nun auch eine tiefe Falte zwiſchen den Augenbrauen hatte.

Endlich wurde die Hausthüre aufgemacht. Der volle, tiefe Klang der Thürglocke ſcholl durch die Hausflur.

„Ach, das hübſche Klingkling da oben!“ rief draußen eine klare Kinderſtimme.

Frau Hellwig legte den Strickſtrumpf in ein vor ihr ſtehendes Körbchen und erhob ſich. Befremden und Erſtaunen hatte den Ausdruck der Ungeduld verdrängt — ſie ſah geſpannt über die Lampe hinweg nach der Thüre. Draußen kratzte Jemand unzählige Male mit den Füßen über die Strohmatte, das war ihr Mann. Gleich darauf trat er in das Zimmer und ging mit etwas unſicheren Schritten auf ſeine Frau zu. Er trug ein kleines Mädchen, das ungefähr vier Jahr alt ſein mochte auf dem Arme.

„Ich bringe Dir hier etwas mit nach Hauſe, Bri-

gittchen," sagte er bittend, aber verstummte sogleich wieder, als sein Auge das seiner Frau traf.

„Nun?" fragte sie, ohne sich zu bewegen.

„Ich bringe Dir ein armes Kind —"

„Wem gehört es?" unterbrach sie ihn kalt.

„Dem unglücklichen Polen, der seine junge Frau auf eine so schreckliche Weise verloren hat .... Liebes Brigittchen, nimm die Kleine gütig auf!"

„Doch wohl nur für diese Nacht?"

„Nein — ich habe dem Manne heilig versprochen, daß das Kind in meinem Hause aufwachsen soll."

Er sprach diese Worte rasch und fest; denn es mußte ja doch einmal gesagt werden.

Das weiße Gesicht der Frau war plötzlich mit einer hellen Röthe übergossen, und ein schneidender Zug flog um ihre Lippen. Sie verließ ihren bisherigen Platz um einen Schritt und tippte mit einer unbeschreiblich maliciösen Bewegung den Zeigefinger gegen die Stirn.

„Ich fürchte, es ist nicht richtig bei Dir, Hellwig," sagte sie. Ihre Stimme hatte noch immer die kalte Ruhe, was in diesem Augenblicke um so verletzender klang. „Mir, mir eine solche Zumuthung? ... Mir, die ich mein Haus zu einem Tempel des Herrn zu machen

ſuche, Comödiantenbrut unter das Dach zu bringen, dazu gehört mehr noch, als — Einfalt.“

Hellwig fuhr zurück, und ein Blitz zuckte aus ſeinen ſonſt ſo gutmüthigen Augen.

„Du haſt Dich gewaltig geirrt, Hellwig!“ fuhr ſie fort. „Ich nehme dies Kind der Sünde nicht in mein Haus — das Kind eines verlorenen Weibes, das ſo ſichtbar vom Strafgerichte des Herrn ereilt worden iſt.“

„So — iſt das Deine Meinung, Brigitte? Nun, ſo frage ich Dich, welcher Sünden hatte ſich Dein Bruder ſchuldig gemacht', als er auf der Jagd von einem unvorſichtigen Schützen erſchoſſen wurde? Er war ſeinem Vergnügen nachgegangen — das arme Weib aber ſtarb in Erfüllung einer ſchweren Pflicht.“

Das Blut wich der Frau aus dem Geſichte, ſie wurde plötzlich kreideweiß. Einen Moment ſchwieg ſie und richtete das Auge erſtaunt und lauernd zugleich auf ihren Mann, der plötzlich eine ſolche Energie ihr gegenüber entwickelte.

Währenddem zog das kleine Mädchen, das Hellwig auf den Boden geſtellt hatte, die roſenfarbene Capuze herunter, und ein reizendes Köpfchen voll kaſtanienbrauner Locken kam zum Vorſchein; auch das Mäntelchen flog zur Erde . . . Wie verhärtet mußte das Herz der

Frau sein, daß sie nicht sofort beide Arme ausbreitete und das Kind kosend an die Brust drückte! War sie völlig blind gegen den unsäglichen Liebreiz der kleinen Gestalt, die auf den zierlichsten Füßchen, die je in einem Kinderschuhe gesteckt, durch das Zimmer trippelte und mit großen Augen die neue Umgebung betrachtete? . . . Das rosige Fleisch der runden Schultern quoll aus einem hellblauen Wollkleidchen, dessen Bändchen und Säume zierliche Stickerei zeigten — vielleicht war dieser Schmuck des Lieblings die letzte Arbeit der Hände gewesen, die nun im Tode erstarrt waren.

Aber gerade der elegante Anzug, der ungezwungene, geniale Fall der Locken auf Stirn und Hals, die graziösen Bewegungen des Kindes empörten die Frau.

„Nicht zwei Stunden möchte ich diesen Irrwisch um mich leiden," sagte sie plötzlich, ohne auf die eclatante Zurechtweisung ihres Mannes auch nur eine Silbe zu erwidern. „Das zudringliche kleine Ding mit den wilden Haaren und der entblößten Brust paßt nicht in unseren ernsthaften, strengen Haushalt — das hieße geradezu der Leichtfertigkeit und Liederlichkeit Thür und Thor öffnen. Hellwig, Du wirst diesen Zankapfel nicht zwischen uns werfen, sondern dafür sorgen, daß die Kleine wieder dahin zurückgebracht wird, wohin sie gehört."

Sie öffnete die Thür, die nach der Küche führte, und rief die Köchin herein.

„Friederike, ziehe dem Kinde die Sachen wieder an," befahl sie, auf Capuze und Mantel der Kleinen deutend, die noch am Boden lagen.

„Du gehst augenblicklich in die Küche zurück!" gebot Hellwig mit lauter, zorniger Stimme und zeigte nach der Thüre.

Die verblüffte Magd verschwand.

„Du treibst mich zum Aeußersten durch Deine Härte und Grausamkeit, Brigitte!" rief der erbitterte Mann. „Schreibe es daher Dir und Deinen Vorurtheilen zu, wenn ich Dir jetzt Dinge sage, die sonst nie über meine Lippen gekommen wären . . . Wem gehört das Haus, das Du, wie Du sehr irriger Weise behauptest, zu einem Tempel des Herrn gemacht haben willst? — Mir . . . Brigitte, Du bist auch als arme Waise in dies Haus gekommen — im Laufe der Jahre hast Du das vergessen, und, Gott sei es geklagt, je eifriger Du an diesem sogenannten Tempel gebaut, je mehr Du Dich befleißigt hast, den Herrn und die christliche Liebe und Demuth auf den Lippen zu führen, um so hochmüthiger und hartherziger bist Du geworden . . . Dies Haus ist mein Haus, und das Brod, welches wir essen,

bezahle ich und so erkläre ich Dir entschieden, daß das Kind bleibt, wo es ist . . . Und ist Dein Herz zu eng und liebeleer, um mütterlich für die arme Waise zu fühlen, so verlange ich wenigstens, von meiner Frau, daß sie in Rücksicht auf meinen Willen dem Kinde den nöthigen weiblichen Schutz zu Theil werden läßt . . . Wenn Du nicht Dein Ansehen bei unseren Leuten verlieren willst, so triff jetzt die nöthigen Anordnungen zur Aufnahme des Kindes — außerdem werde ich die Befehle geben."

Nicht ein Wort mehr kam über die weißgewordenen Lippen der Frau. Jede Andere würde wohl in einem solchen Augenblicke der völligen Ohnmacht zu der letzten Waffe, den Thränen gegriffen haben; aber diese kalten Augen schienen den süßen, erleichternden Quell nicht zu kennen. Dieses völlige Verstummen, diese eisige Kälte, mit der sich die ganze Frauengestalt förmlich panzerte, hatte etwas Beängstigendes und mußte jedem Anderen die Brust zuschnüren . . . Sie griff schweigend nach einem Schlüsselbunde und ging hinaus.

Mit einem tiefen Seufzer nahm Hellwig die Kleine bei der Hand und ging mit ihr im Zimmer auf und ab. Er hatte einen furchtbaren Kampf gekämpft, um diesem verlassenen Wesen eine Heimath in seinem Hause

zu ſichern, er hatte ſeine Frau tödtlich beleidigt; nie, nie — das wußte er — vergab ſie ihm die bitteren Wahrheiten, die er ihr eben geſagt hatte, denn ſie war unverſöhnlich.

4.

Unterdeß ſtellte Friederike einen kleinen Zinnteller mit einem Kinder-Eßbeſteck und einer friſchen Serviette auf den Tiſch. Zugleich klingelte es draußen, und gleich darauf öffnete Heinrich die Zimmerthür und ließ einen kleinen, ungefähr ſiebenjährigen Knaben eintreten.

„Guten Abend, Papa!“ rief der Kleine und ſchleuderte die Schneeflocken von ſeiner Pelzmütze.

Hellwig nahm den blonden Kopf ſeines Kindes zärtlich zwiſchen ſeine Hände und küßte es auf die Stirn.

„Guten Abend, mein Junge,“ ſagte er; „nun, war es hübſch bei Deinem kleinen Freunde?“

„Ja; aber der dumme Heinrich hat mich viel zu früh geholt.“

„Das hat die Mama ſo gewünſcht, mein Kind . . . Komm her, Nathanael, ſieh Dir einmal dies kleine Mädchen an — es heißt Fee —“

„Dummheit! . . . wie kann sie denn ‚Fee‘ heißen — das ist ja gar kein Name!“

Hellwig's Auge streifte gerührt über das kleine Geschöpfchen, das Elternzärtlichkeit selbst mittelst des Rufnamens poetisch zu verklären gesucht hatte.

„Ihr Mütterchen hat sie so genannt, Nathanael,“ sagte er weich; „sie heißt eigentlich Felicitas . . . . Ist sie nicht ein armes, armes Ding? Ihre Mama ist heute begraben worden; sie wird nun bei uns wohnen, und Du wirst sie lieb haben, wie ein Schwesterchen, gelt?“

„Nein, Papa, ich will kein Schwesterchen haben.“

Der Knabe war das treue Abbild seiner Mutter. Er hatte schöne Züge und einen merkwürdig klaren rosigen Teint; aber er hatte auch die häßliche Gewohnheit, das Kinn auf die Brust zu drücken und mit seinen großen Augen unter der gewölbten Stirne hervor nach oben zu schielen, was ihm einen Ausdruck von Heimtücke und Verschlagenheit gab. In diesem Augenblicke bog er den Kopf noch tiefer als sonst gegen die Brust, hob den rechten Ellnbogen wie zu trotziger Abwehr in die Höhe und sah unter demselben mit einem bösartigen Ausdrucke nach dem Kinde hinüber.

Die Kleine stand dort und zog und zerrte verlegen an ihrem Röckchen; der bedeutend größere Junge

imponirte ihr offenbar, aber allmälig kam ſie näher, und ohne ſich durch ſeine gehäſſige Stellung abſchrecken zu laſſen, griff ſie mit leuchtenden Augen nach dem Kinderſäbel, der an ſeinem Gürtel hing. Er ſtieß ſie zornig zurück und lief ſeiner Mutter entgegen, die eben wieder eintrat.

„Ich will aber kein Schweſterchen haben!“ wiederholte er weinerlich. „Mama, ſchicke das ungezogene Mädchen fort; ich will allein ſein bei Dir und dem Papa!“

Frau Hellwig zuckte ſchweigend die Achſeln und trat hinter ihren Stuhl am Eßtiſche.

„Bete, Nathanael!“ gebot ſie eintönig und faltete die Hände. Sofort fuhren die zehn Finger des Knaben in einander; er ſenkte demüthig den Kopf und ſprach ein langes Tiſchgebet .... Unter den obwaltenden Umſtänden war dies Gebet die abſcheulichſte Profanation einer ſchönen chriſtlichen Sitte.

Der Hausherr rührte das Eſſen nicht an. Auf ſeiner ſonſt ſo blaſſen Stirne lag die Röthe innerer Aufregung, und während er mechaniſch mit der Gabel ſpielte, flog ſein getrübter Blick unruhig über die mürriſchen Geſichter der Seinen. Das kleine Mädchen ließ es ſich dagegen vortrefflich ſchmecken. Sie ſteckte einige Bon=

bons, die er neben ihren Teller gelegt hatte, gewiſſenhaft in ihr Täſchchen.

„Das iſt für Mama,“ ſagte ſie zutraulich; „die ißt Bonbons zu gern; Papa bringt ihr immer ganze große Düten voll mit.“

„Du haſt gar keine Mama!“ rief Nathanael feindſelig herüber.

„O, das weißt Du ja gar nicht!“ entgegnete die Kleine ſehr aufgeregt. „Ich habe eine viel ſchönere Mama, als Du!“

Hellwig ſah tieferſchrocken und ſcheu nach ſeiner Frau, und ſeine Hand hob ſich unwillkürlich, als wolle ſie ſich auf den kleinen roſigen Mund legen, der das eigene Intereſſe ſo ſchlecht zu wahren verſtand.

„Haſt Du für ein Bettchen geſorgt, Brigittchen?“ fragte er haſtig, aber mit ſanfter, bittender Stimme.

„Ja.“

„Und wo wird ſie ſchlafen?“

„Bei Friederike.“

„Wäre nicht ſo viel Platz — wenigſtens für die erſte Zeit — in unſerem Schlafzimmer?“

„Wenn Du Nathanael's Bett hinausſchaffen willſt, ja.“

Er wandte ſich empört ab und rief das Dienſtmädchen herein.

„Friederike,“ ſagte er, „Du wirſt des Nachts dies Kind unter Deiner Obhut haben — ſei gut und freundlich mit ihm; es iſt eine arme Waiſe und an die Zärtlichkeit einer guten, ſanften Mutter gewöhnt.“

„Ich werde dem Mädchen nichts in den Weg legen, Herr Hellwig,“ entgegnete die Alte, die offenbar gehorcht hatte; „aber ich bin ehrlicher Leute Kind und hab' in meinem ganzen Leben nichts mit Spielersleuten zu ſchaffen gehabt — wenn man nur wenigſtens wüßte, ob die Menſchen getraut geweſen ſind.“

Sie ſchielte hinüber nach Frau Hellwig und erwartete ohne Zweifel einen belobenden Blick für ihre „herzhafte“ Antwort, allein die Madame band eben Nathanael die Serviette ab und ſah überhaupt d'rein, als ſähe und hörte ſie von dem ganzen Handel nichts.

„Das iſt ſtark!“ rief Hellwig entrüſtet. „Muß ich denn erſt heute erfahren, daß in meinem ganzen Hauſe weder Mitleiden noch Erbarmen zu finden iſt? Und Du meinſt, Du dürfteſt unbarmherzig ſein, weil Du ehrlicher Leute Kind biſt, Friederike? .... Nun, zu Deiner Beruhigung ſollſt Du wiſſen, daß die Leute in rechtlicher Ehe gelebt haben; aber ich ſage Dir auch

hiermit, daß ich von nun an sehr streng mit Dir verfahren werde, sobald ich merke, daß Du dem Kinde irgendwie zu nahe trittst."

Es schien, als sei er des Kampfes müde. Er stand auf und trug die Kleine in die Kammer der Köchin. Sie ließ sich gutwillig zu Bett bringen und schlief bald ein, nachdem sie mit süßer Stimme für Papa und Mama, für den guten Onkel, der sie morgen wieder zu Mama tragen werde, und — für „die große Frau mit dem bösen Gesichte" gebetet hatte.

Spät in der Nacht ging Friederike zu Bett. Sie war zornig, daß sie so lange hatte aufbleiben müssen, und rumorte rücksichtslos in der Kammer. Die kleine Felicitas fuhr jäh aus dem Schlafe empor; sie setzte sich im Bette auf, strich die wirren Locken aus der Stirne, und ihre Augen glitten angstvoll suchend über die räucherigen Wände und dürftigen Möbel der engen schwach beleuchteten Kammer.

„Mama, Mama!" rief sie mit lauter Stimme.

„Sei still, Kind, Deine Mutter ist nicht da; schlaf' wieder ein," sagte die Köchin mürrisch, während sie sich entkleidete.

Die Kleine sah erschreckt zu ihr hinüber; dann

fing sie an, leise zu weinen — sie fürchtete sich offenbar in der fremden Umgebung.

„Na, jetzt heult die Range auch noch, das könnte mir fehlen — gleich bist Du still, Du-Comödiantenbalg!“ Sie hob drohend die Hand. Die Kleine steckte erschrocken das Köpfchen unter die Decke.

„Ach, Mama, liebe Mama,“ flüsterte sie, „wo bist Du nur? Nimm mich doch in Dein Bett — ich fürchte mich so . . . ich will auch ganz artig sein und gleich einschlafen . . . Ich habe Dir auch etwas aufgehoben, ich habe nicht Alles gegessen — Fee bringt Dir etwas mit, liebe Mama. . . . Oder gieb mir nur Deine Hand, dann will ich in meinem Bettchen bleiben und —“

„Bist Du wohl still!“ rief Friederike und rannte wie wüthend nach dem Bette des Kindes. . . Es rührte sich nicht mehr — nur dann und wann drang ein unterdrücktes Schluchzen unter der Decke hervor.

Die alte Köchin schlief längst den Schlaf des Gerechten, als das arme Kind, die aufgeschreckte Sehnsucht im kleinen Herzen, noch leise nach der todten Mutter jammerte.

5.

Hellwig war Kaufmann. Erbe eines bedeutenden Vermögens, hatte er dasselbe durch verschiedene industrielle Unternehmungen noch vermehrt. Er zog sich jedoch, weil er kränkelte, ziemlich früh aus der Geschäftswelt zurück und privatisirte in seiner kleinen Vaterstadt. Der Name Hellwig hatte da einen gewichtigen Klang. Die Familie war seit undenklichen Zeiten eine der angesehensten, und durch viele Generationen hindurch hatte immer einer der Träger des geachteten Namens irgend ein Ehrenamt der Stadt begleitet. Der schönste Garten vor den Thoren des Städtchens und das Haus am Markte waren seit Menschengedenken im Besitze der Familie. Das Haus bildete die Ecke des Marktplatzes und einer steil bergaufsteigenden Straße, und an dieser Ecke lief die stattliche Fronte des Gebäudes in einen weit hervorspringenden Erker aus. In den zwei oberen Stockwerken hingen Jahr aus, Jahr ein schneeweiße Rouleaux hinter den Scheiben; nur dreimal im Jahre, und dann stets einige Tage vor den hohen Festen, verschwanden die Hüllen — es wurde gelüftet und gescheuert. Die mächtigen, erzenen Drachenköpfe hoch oben am Dache, die das Regenwasser aus

der Dachrinne hinunter auf das Pflaster spieen, die Vögel, die vorüber flatterten, sahen dann die aufgespeicherten Schätze des alten Kaufmannshauses, sahen die altmodische Pracht der Zimmer — jene hohen Schränke von kostbarer eingelegter Arbeit mit den blitzenden Schlössern und Handhaben, die reichen seidendamastenen Ueberzüge auf den strotzenden Daunenkissen des Kanapee's und den hochgepolsterten Stühlen, die deckenhohen, in die Wand eingefügten, venetianischen Spiegel und in den Kammern die hochaufgestapelten Gastbetten, deren Leinenüberzügen ein starker Lavendelduft entquoll.

Diese Räume wurden nicht bewohnt. Es war niemals Sitte in der Familie Hellwig gewesen, einen Theil des geräumigen Hauses zu vermiethen. Durch alle Zeiten hatte da droben vornehmes, feierliches Schweigen geherrscht, das nur unterbrochen wurde durch eine glänzende Hochzeit oder Kindtaufe und im Laufe des Jahres dann und wann durch den hallenden Schritt der Hausfrau, die dort ihre Leinenschätze, ihr Silber- und Porcellangeschirr verwahrt hielt.

Frau Hellwig war als zwölfjähriges Kind in dies Haus gekommen. Die Hellwigs waren ihr verwandt und nahmen sie auf, als ihre Eltern rasch hinter einander starben und sie und ihre Geschwister mittellos hinter-

ließen. Das junge Mädchen hatte einen schweren Stand der alten Tante gegenüber, die eine strenge und stolze Frau war. Hellwig, der einzige Sohn des Hauses, empfand anfänglich Mitleiden für sie, später aber verwandelte sich die Theilnahme in Liebe. Seine Mutter war entschieden gegen seine Wahl, und es kam deshalb zu schlimmen Auftritten, allein der Liebende setzte schließlich seinen Willen durch und führte das Mädchen heim. Er hatte die mürrische Schweigsamkeit der Geliebten für mädchenhafte Schüchternheit, ihre Herzenskälte für sittliche Strenge, ihren starren Sinn für Charakter gehalten und stürzte mit dem Eintritt in die Ehe aus all' seinen Himmeln. Binnen Kurzem fühlte der gutmüthige Mann die eiserne Faust einer despotischen Seele im Genicke, und da, wo er dankbare Hingebung gehofft hatte, trat ihm plötzlich der crasseste Egoismus entgegen.

Seine Frau schenkte ihm zwei Kinder, den kleinen Nathanael und seinen um acht Jahre älteren Bruder Johannes. Den Letzteren hatte Hellwig schon als elfjähriges Kind zu einem Verwandten, einem Gelehrten, gebracht, der am Rhein lebte und Vorstand eines großen Knabeninstituts war.

Das waren Hellwig's Familien-Verhältnisse zu der Zeit, wo er das Kind des Taschenspielers in sein Haus

nahm. Das schreckliche Ereigniß, dessen Zeuge er gewesen war, hatte ihn tief erschüttert. Er konnte den flehenden, unsäglich schmerzlichen Blick der Unglücklichen nicht vergessen, als sie gedemüthigt in seiner Hausflur gestanden und seinen Thaler in Empfang genommen hatte. Sein weiches Herz litt unter dem Gedanken, daß es vielleicht sein Haus gewesen war, wo das arme Weib den letzten verwundenden Stachel ihrer unglückseligen Lebensstellung hatte empfinden müssen. Als daher der Pole ihm die letzte Bitte der Verstorbenen mittheilte, da erbot er sich rasch, das Kind erziehen zu wollen. Erst, als er auf die dunkle Straße hinaus trat, wohin ihm der letzte, herzzerreißende Abschiedsruf des unglücklichen Mannes nachscholl, und wo die Kleine ihre Aermchen fester um seinen Hals schlingend, nach der Mama frug, erst da dachte er an den Widerspruch, der ihn voraussichtlich daheim erwartete; allein er rechnete auf den Liebreiz des Kindes und auf den Umstand, daß seiner eigenen Ehe ja ein Töchterchen versagt sei — er hatte trotz aller schlimmen Erfahrungen noch immer keinen vollkommenen Begriff von dem Charakter seines Weibes, sonst hätte er sofort umkehren und das Kind in die Arme des Vaters zurückbringen müssen.

War bis dahin das Verhältniß zwischen Hellwig

und ſeiner Frau ein froſtiges geweſen, ſo hatte es jetzt, nach der Aufnahme der kleinen Waiſe, den Anſchein, als ſeien granitene Mauern zwiſchen dem Ehepaar aufgeſtiegen. Im Hauſe ging zwar Alles ſeinen Gang unbeirrt fort. Frau Hellwig wanderte täglich mehrere Male durch die Haus- und Wirthſchaftsräume — ſie hatte durchaus keinen ſchwebenden Gang, und für ein feines, oder gar ein ängſtliches Ohr hatten dieſe harten, feſten Schritte etwas Nervenaufregendes. Fortwährend glitt dabei ihre rechte Hand über Meubles, Fenſterſimſe und Treppengeländer — es war ein unbezwinglicher Hang, eine Manie dieſer Frau, die große weiße Hand mit den kolbigen Fingerſpitzen und den breiten Nägeln über Alles hinſtreifen zu laſſen und dann die innere Fläche ſorgſam zu prüfen, ob nicht Staub-Atome, oder das verpönte Fädchen eines Spinnewebenverſuchs daran hänge. . . . Es wurde gebetet nach wie vor, und die Stimmen, die Gottes ewige Liebe und Barmherzigkeit prieſen, die ſein Gebot wiederholten, nach welchem wir ſelbſt unſere Feinde lieben ſollen, ſie klangen genau ſo eintönig und unbewegt, wie vorher auch. Man nahm die Mahlzeiten gemeinſchaftlich ein, und Sonntags ſchritt das Ehepaar einträchtig neben einander zur Kirche. Aber Frau Hellwig vermied es mit eiſerner Conſequenz, ihren

Mann anzureden. Sie fertigte seine Annäherungsversuche mit der knappesten Kürze ab und machte es möglich, stets neben oder über der kleinen Gestalt des Hausherrn hinwegzusehen. Ebenso wenig existirte der kleine Eindringling für sie. Sie hatte an jenem stürmischen Abende der Köchin ein- für allemal befohlen, täglich eine Portion Essen mehr anzurichten, und in die Kammer derselben einige Bettstücken nebst Leinzeug geworfen. Den kleinen Koffer mit Felicitas' Habseligkeiten, den unterdeß der Hausknecht aus dem „Löwen" gebracht, mußte Friederike vor den Augen der Hausfrau öffnen und die äußerst sauber gehaltene kleine Garderobe, welcher der Hauch eines sehr feinen Odeurs entquoll, sofort auf einen offenen Gang zum Auslüften hängen . . . Hiermit begann und beschloß sie die ihr aufgedrungene Fürsorge für das „Spielerskind", und als sie darnach wieder in das Zimmer trat, war sie mit diesem Capitel innerlich fertig für alle Zeiten. Nur ein einziges Mal schien es, als ob ein Funke Theilnahme in ihr aufglimme. Eines Tages nämlich saß eine Nähterin im Wohnzimmer und fertigte aus einem dunklen Stoffe zwei Kleider für Felicitas, genau nach dem strengen Schnitte, wie die Frau des Hauses sich trug. Zu gleicher Zeit preßte Frau Hellwig die widerstrebende Kleine zwischen

ihre Kniee und bearbeitete deren Kopf so lange mit Bürste, Kamm und Pomade, bis das wundervolle Lockengeringel die erwünschte Glätte und Nachgiebigkeit erhielt und sich in zwei häßliche, steife Zöpfe am Hinterkopfe zwängen ließ . . . Die Abneigung dieses Weibes gegen Grazie und Anmuth, gegen Alles, was wider die Gebote ihrer verknöcherten Ansichten stritt, und was seine Linien und Formen aus dem Gebiete des Idealen entnahm — jener Widerwille war stärker noch als ihr Starrsinn, als der Vorsatz, die Anwesenheit des Kindes im Hause völlig zu ignoriren . . . Hellwig hätte weinen mögen, als ihm sein kleiner Liebling so entstellt entgegentrat, während seine Frau nach der Sühne, die ihr schönheitsfeindlicher Sinn gebieterisch verlangt hatte, wo möglich noch zurückweisender gegen das Kind war, als vorher.

Noch war indeß die Kleine nicht zu beklagen; noch konnte sie aus dem Bereiche jener Medusenaugen flüchten an ein warmes Herz — Hellwig liebte sie wie seine eigenen Kinder. Freilich fand er nicht den Muth, dies offen auszusprechen — seinen Fond von Energie hatte er an jenem ereignißvollen Abende seiner Frau gegenüber völlig erschöpft — aber sein Auge wachte unablässig über Felicitas. Gleich Nathanael hatte sie ihr

Spielwinkelchen in ihres Pflegevaters Zimmer; dort durfte sie ungestört ihre Puppen herzen und sie einwiegen mit den Melodien, die sie noch gelernt hatte auf den Knieen der Mutter. Nathanael ging nicht in die öffentliche Schule; er erhielt seinen Unterricht von Privatlehrern unter den Augen des Vaters, und als Felicitas ihr sechstes Jahr erreicht hatte, begann dieser Unterricht auch für sie. Sobald aber der Schnee schmolz, und Crocus und Schneeglöckchen die noch leeren, schwarzen Rabatten besäumten, wanderte Hellwig täglich mit den Kindern hinaus in seinen großen Garten; da draußen wurde gelernt und gespielt, während man nur zur Essenszeit das Haus am Marktplatze aufsuchte. Frau Hellwig betrat sehr selten den Garten; sie zog es vor, mit dem Strickstrumpfe in ihrer großen, stillen Stube, hinter dem makellos weißen, in regelrechte Fältchen gebrochenen Fenstervorhange zu sitzen, und zu diesem Vorzuge hatte sie einen ganz besonderen Grund. Ein Vorfahr Hellwig's hatte den Garten in altfranzösischem Style angelegt. Es war sicher eine Meisterhand gewesen, von welcher die rings vertheilten, lebensgroßen mythologischen Figuren und Gruppen aus Sandstein herrührten. Freilich hoben sich die hellen Gestalten scharf ab von den düsteren, steifen Taxuswänden. Die rei-

zenden, aber ziemlich unverhüllten Formen einer Flora, die entblößten zarten Schultern und Arme der sich sträubenden Proserpina und die musculöse Nacktheit ihres gewaltigen Entführers mußten den Blick des Eintretenden sogleich auf sich ziehen — und das waren in der That Steine des Anstoßes für Frau Hellwig. Sie hatte anfänglich die Hinwegschaffung dieser „sündhaften Darstellung des menschlichen Leibes" gebieterisch verlangt, allein Hellwig rettete seine Lieblinge durch Vorzeigung des väterlichen Testaments, in welchem ausdrücklich die Entfernung der Statuen untersagt wurde. Hierauf hatte Frau Hellwig nichts Eiligeres zu thun, als zu Füßen der mythologischen Zankäpfel eine Wildniß von Schlingpflanzen anlegen zu lassen, und nicht lange dauerte es, so erschien Herrn Pluto's grimmiges Gesicht unter einer ehrwürdigen, grünen Allongeperücke. Eines schönen Morgens aber riß Heinrich auf Befehl seines Herrn mit einem wahren Wonnegefühl die grünen Schmarotzer bis auf das kleinste Wurzelfäserchen aus der Erde, und seit der Zeit vermied es Frau Hellwig im Interesse ihres Seelenheils, noch mehr aber darum, weil die Statuen hohnlächelnde Zeugen ihrer Niederlage waren, den Garten zu betreten. Gerade deshalb wurde er aber auch die eigentliche Heimath der kleinen Felicitas.

Hinter den großen Taxuswänden dehnte sich ein großer, prächtiger Rasenfleck. Riesige Nußbäume senkten die Stämme tief ein in das blumengesprenkelte Gras, und ein rauschender Mühlbach durchschnitt zum Theil die grüne Fläche; seine Borden umsäumte dichtes Haselgesträuch, und der kleine, berafte Damm, den man zum Schutze gegen das im Frühlinge reißende Gewässer aufgeworfen hatte, schimmerte im Mai gelb von Schlüsselblumen, und später lugten die rosenrothen Aeuglein der Feldnelken zwischen den wehenden Halmen.

Felicitas lernte unermüdlich und saß mit merkwürdig beherrschter Haltung in den Lehrstunden. Wenn aber Hellwig am späten Nachmittage den Unterricht für beendet erklärte, dann erschien sie plötzlich völlig umgewandelt. Noch hochroth vom Lerneifer, war sie doch wie toll, wie berauscht von der Freiheit; sie konnte immer und immer wieder mit hochgehobenen Armen, wie ohne Zweck und Ziel, über den Rasenplatz jagen, ungebändigt, in wilder Grazie, wie das junge Roß der Steppe. Dann glitt sie blitzschnell am Stamme eines Nußbaumes empor, tauchte den Kopf, umwogt von aufgelösten Haarmassen, jauchzend aus der höchsten Spitze des Wipfels und lag dann plötzlich wieder drunten am Mühlbache; die gefalteten Hände unter den Kopf gelegt und in das

grüne Düster der droben leise auf- und abwehenden gefiederten Nußblätter schauend, träumte sie, träumte jene hellen, trügerischen Gebilde von Welt und Zukunft, die sich wohl hinter jeder lebhaft denkenden Kinderstirne aus gehörten goldenen Märchen und der eigenen Einbildungskraft zusammenweben . . . Drunten rauschte das Wasser eintönig vorüber; die Sonnenstrahlen taumelten auf den Wellen und drangen gedämpft durch die dunklen Haselbüsche, wie halbverschleierte, geheimnißvolle Gluthaugen; Bienen und Hummeln summten vorüber, und die Schmetterlinge, die im Vordergarten gelangweilt die sorgfältig gepflegten exotischen Gewächse umflattert hatten, fanden hier das gelobte Land und hingen sich furchtlos an die Blumenkelche dicht neben der Wange des kleinen Mädchens . . .

Es zogen wohl auch phantastisch geformte, weiße leuchtende Wölkchen droben über den Baumwipfel — dann stand plötzlich eine räthselhafte Vergangenheit vor den Augen des tief sinnenden Kindes. Weiß und leuchtend war ja auch das Gewand der Mutter gewesen; das Kerzenlicht hatte sich förmlich in dem milchweißen Glanze des Stoffes gespiegelt, der lang und mit Blumen bestreut über das vermeintliche schmale Bett herabgeflossen war. Felicitas wunderte sich noch immer, daß

die Mutter Blumen in den Händen gehabt und ihr keine einzige geſchenkt hatte; ſie grübelte und ſann, weshalb man ihr damals nicht erlauben wollte, die Mama wach zu küſſen, was doch ſonſt jeden Morgen unter gegenſeitiger Schelmerei, zum großen Jubel des Kindes, hatte geſchehen dürfen — ſie wußte nicht, daß das bezaubernde Mutterantlitz, welches ſich ſtets in leidenſchaftlicher Zärtlichkeit über ſie herabgeneigt, längſt unter der Erde moderte. Hellwig hatte nie gewagt, ihr die Wahrheit zu ſagen; denn wenn ſie auch nach einem Zeitraume von fünf Jahren nicht mehr ſo bitterlich weinend und mit ſtürmiſcher Heftigkeit nach den Eltern verlangte, ſo ſprach ſie doch ſtets mit rührender Zärtlichkeit von ihnen und hielt ihres Pflegevaters doppelſinniges Verſprechen, daß ſie die Ihrigen dereinſt wiederſehen werde, mit unzerſtörbarer Ueberzeugung feſt. Ebenſo wenig kannte ſie den Beruf ihres Vaters; er ſelbſt hatte es ſo gewünſcht, und deshalb ſah Hellwig ſtreng darauf, daß Niemand im Hauſe mit der Kleinen von der Vergangenheit ſpreche. Es fiel ihm nicht ein, daß der wohlthätige Schleier, den er vor ihren Augen feſthielt, vor der Zeit ſeiner Hand entfallen könne — er dachte nicht an ſeinen eigenen Tod; und doch ſchritt dies furchtbare Geſpenſt längſt unhörbar aber ſicher neben ihm. Er war

unheilbar bruſtleidend, allein, wie alle derartige Kranken, hatte er die unerſchütterlichſten Lebenshoffnungen. Er mußte bereits auf dem Rollſtuhle in ſeinen geliebten Garten gefahren werden — das nannte er vorübergehende Schwäche, die ihn durchaus nicht hinderte, großartige Bau- und Reiſepläne zu entwerfen.

Eines Nachmittags trat Doctor Böhm in Hellwig's Zimmer. Der Kranke ſaß an ſeinem Schreibtiſche und ſchrieb emſig; verſchiedene Kiſſen, die man hinter ſeinem Rücken und zu beiden Seiten in den Lehnſtuhl geſteckt hatte, hielten die abgezehrte, gebrochene Geſtalt aufrecht.

„Heda!" rief der Doctor, indem er mit dem Stocke drohte. „Was ſind denn das für Extravaganzen? . . . Wer, in's Henkers Namen, hat Dir denn das Schreiben erlaubt? Willſt Du wohl gleich die Feder hinlegen?"

Hellwig drehte ſich um — ein heiteres Lächeln ſpielte um ſeine Lippen. „Da haſt Du wieder einmal das Exempel!" erwiderte er ſarkaſtiſch. „Doctor und Tod gehören zuſammen . . Ich ſchreibe da an den Jungen, den Johannes, über die kleine Fee, und da fällt mir, der ich in meinem ganzen Leben nie weniger an's Sterben gedacht hatte, als gerade jetzt, in dem Augenblicke, wo Du in's Haus trittſt, der Satz da aus der Feder."

Der Doctor bog ſich nieder und las laut: „Ich halte viel von Deinem Charakter, Johannes, und würde deshalb auch unbedingt die Sorge um das mir anvertraute Kind in Deine Hände legen, falls ich früher aus der Welt gehen ſollte, als —“

„Baſta, und nun für heute kein Wort weiter!“ ſagte der Leſende, während er einen Kaſten aufzog und den halbvollendeten Brief hineinlegte. Dann griff er raſch nach dem Pulſe des Kranken, und ſein Blick glitt verſtohlen über die zwei cirkelrunden rothen Flecken, die auf den ſcharf hervortretenden Backenknochen glühten.

„Du biſt wie ein Kind, Hellwig!“ ſchalt er. „Ich darf nur den Rücken wenden, ſo machſt Du ſicher dumme Streiche.“

„Und Du tyranniſirſt mich himmelſchreiend. Aber warte nur, mit nächſtem Mai brenne ich Dir durch, und dann magſt Du mir meinetwegen bis in die Schweiz nachlaufen.“

Tags darauf ſtanden die Fenſter des Krankenzimmers im Hellwig'ſchen Hauſe weit offen. Ein durchdringender Moſchusduft quoll hinaus in die Straße, und ein Mann in Trauerkleidung ſchritt durch die Stadt, um den Honoratioren im Auftrage der trauernden Wittwe anzu-

zeigen, daß Herr Hellwig vor einer Stunde das Zeitliche gesegnet habe.

6.

Unter dem grünverhangenen, nach der Hausflur mündenden Fenster, da, wo vor fünf Jahren die schöne, unglückliche Frau des Taschenspielers die Pein tiefer Demüthigung erlitten hatte, stand der Sarg mit Hellwig's sterblichen Ueberresten. Man hatte die Hülle des ehemaligen Kauf- und Handelsherrn noch einmal mit allem Glanze des Reichthums umgeben. Massiv silberne Handhaben schimmerten am Todtenschreine, und das Haupt des Heimgegangenen ruhte auf einem weißen Atlaskissen. — Schrecklicher Contrast! Neben dem eingefallenen Todtengesichte dufteten frisch abgeschnittene Blumen, junges, unschuldiges Leben, bestimmt, vor der Zeit zu sterben, zur Ehre des Todten!

Viele Leute kamen und gingen, flüsternd und geräuschlos. Der da lag, war ein reicher, angesehener und sehr freigebiger Mann gewesen, aber nun war er ja todt. Fast aller Augen huschten scheu und rasch über die bleichen, zerstörten Züge und konnten sich nicht

satt sehen an dem Prunke, dem letzten Aufflackern irdischer Herrlichkeit.

Felicitas kauerte in einer dunklen Ecke, hinter den Kübeln mehrerer Oleander und Orangenbäume. Zwei Tage hatte sie den Onkel nicht sehen dürfen, das Sterbezimmer war fest verschlossen gewesen, und nun kniete sie da auf den kalten Steinfließen und starrte hinüber auf dies völlig fremde Haupt, dem der Tod selbst das Gepräge unbegrenzter Gutmüthigkeit weggewischt hatte.... Was hatte das Kind vom Sterben gewußt! Sie war in seinen letzten Augenblicken bei ihm gewesen und hatte doch nicht verstanden, daß mit dem Blutstrome, der über seine Lippen geflossen, plötzlich Alles enden müsse. Er hatte die Augen mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke auf sie geheftet, als sie aus dem Zimmer geschickt worden. Draußen in der Straße war sie tief besorgt und zornig vor den weit offenen Fenstern des Krankenzimmers auf und ab gelaufen — sie wußte ja, er hütete sich ängstlich vor jedem Zuglüftchen, und nun waren sie so rücksichtslos da drinnen. Sie hatte sich gewundert, daß Abends kein Feuer im Kamin gemacht werde, und auf ihre endliche Bitte, dem Onkel die Lampe und den Thee hineintragen zu dürfen, hatte Friederike ärgerlich gerufen: „Ja, Kind, ist's denn nicht richtig bei Dir, oder

verſtehſt Du kein Deutſch? Er iſt ja todt, todt! —"
Nun ſah ſie ihn wieder, bis zur Unkenntlichkeit entſtell[redacted]t,
und jetzt fing das Kind an, zu begreifen, was Tod ſe[redacted]i.

Sobald ein friſcher Strom Neugieriger die Hau[redacted]=
flur füllte, kam Friederike aus der Küche, hielt de[redacted]n
Schürzenzipfel vor die Augen und pries die Tugend[redacted]n
des Mannes, den ſie zu ärgern geſucht hatte, wo ſ[redacted]e
konnte.

„Da ſeh' Einer das Mädchen an!" unterbrach ſ[redacted]e
ſich zornig, als ſie Felicitas' blaſſes Geſichtchen mit de[redacted]r
heißen, trockenen Augen zwiſchen den Orangenbäume[redacted]n
entdeckte. „Ob ſie auch nur eine einzige Thräne ver=
gießt! . . . Undankbares Ding! Sie muß doch auch
keinen Funken von Liebe in ſich haben!"

„Du haſt ihn nie lieb gehabt und weinſt, Friede=
rike!" entgegnete die Kleine ſchlagend, aber mit völlig
tonloſer Stimme, und zog ſich tiefer in ihre Ecke zurück.

Die Hausflur leerte ſich allmälig. Statt der
Schauluſtigen aus den niederen Ständen, die ſich jetzt
draußen auf dem Markte poſtirten, um den Leichenzug
mit anzuſehen, erſchienen vornehme, ſchwarzbefrackte
Herren; ſie gingen, nach kurzem Aufenthalte am Sarge,
in das Wohnzimmer, um der Wittwe ihr Beileid aus=
zuſprechen. In der großen, hochgewölbten Flur herrſchte

augenblickliche Stille, sie hätte eine feierliche genannt werden können, wäre sie nicht hier und da durch das Stimmengefurr d'rin im Zimmer unterbrochen worden.

Da fuhr die kleine Felicitas jäh aus ihrem tiefen Sinnen auf und starrte erschrocken nach der Glasthüre, die in den Hofraum führte. Dort hinter den Scheiben erschien ein merkwürdiges Gesicht, — er lag doch hier mit den tief eingesunkenen Augen und den unbekannten Zügen um den festgeschlossenen Mund, und dort blickte er forschend in die menschenleere Flur, wiedererstanden mit dem gütevollen Ausdrucke des Gesichts, wenn auch der Kopf in fremdartiger Weise umhüllt erschien . . . War es doch fast gespenstig, als das Thürschloß sich leise bewegte, und gleich darauf die Thür geräuschlos aufging . . . . Die seltsame Erscheinung trat auf die Schwelle. Ja, es waren Hellwig's Züge in frappanter Aehnlichkeit, aber sie gehörten einem weiblichen Wesen, einer kleinen alten Dame, die in wunderlicher, dem Reiche der Mode längst entrückter Tracht langsam auf den Sarg zuschritt. Ein sogenanntes Zwickelkleid von schwerem schwarzen Seidenstoffe, vollkommen faltenlos, spannte sich förmlich über sehr eckige, magere Formen; es war kurz und ließ ein Paar wunderkleiner Füßchen sehen, die jedoch ziemlich unsicher auftraten. Ueber der

Stirne kräuselte sich eine Fülle schöngeordneter, schneeweißer Locken, und darüber lag ein klar durchsichtiges schwarzes Spitzentuch, das unter dem Kinne gebunden war.

Die alte Dame bemerkte das Kind nicht, das unbeweglich und athemlos zu ihr aufsah, und trat an der Sarg heran. Sie fuhr bei Erblicken des Todtenantlitzes sichtlich entsetzt zurück, und ihre linke Hand ließ wie unbewußt ein Bouquet köstlicher Blumen auf die Brust der Leiche fallen. Einen Augenblick verbarg sie ihre Augen im Taschentuche, dann aber legte sie die Rechte tief erschüttert, in feierlich beschwörender Weise, auf die kalte Stirn des Todten.

„Weißt Du nun, wie Alles zusammenhing, Fritz?“ flüsterte sie. „Ja, Du weißt es — Du weißt es, wie ja auch längst Dein Vater und Deine Mutter es wissen!... Ich habe Dir verziehen, Fritz — Du wußtest ja nicht, daß Du Unrecht thatest!... Schlaf' wohl — schlaf' wohl!“

Sie nahm die wachsbleiche Hand des Verstorbenen noch einmal zärtlich zwischen ihre beiden Hände; dann trat sie vom Sarge zurück und wollte sich eben so geräuschlos entfernen, wie sie gekommen war. In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür des Wohnzimmers,

und Frau Hellwig trat heraus. Ihr Gesicht erschien unter der schwarzen Krepphaube weißer als Marmor, aber die Unbeweglichkeit ihrer Züge trat auch schärfer hervor denn je — man suchte vergebens nach der leisesten Spur vergossener Thränen an diesen Augen. Sie hielt einen plumpen Kranz von Dahlien in den Händen, offenbar, um ihn als letzte ‚Liebesgabe' auf den Sarg zu legen.

Ihr überraschter Blick begegnete dem der alten Dame. Beide blieben einen Moment wie angewurzelt stehen, aber in den Augen der Wittwe begann es unheimlich zu glühen, ihre Oberlippe hob sich ein wenig und ließ einen der weißen Vorderzähne sehen — es lag etwas wie von unauslöschlicher Rachsucht in diesem Ausdrucke. . . . . Auch die Züge der alten Dame verriethen eine tiefe Erregung; sie schien mit einem unsäglichen Widerwillen zu kämpfen, aber sie überwand ihn, und mit einem sanften, feuchten Blicke auf den Verstorbenen hielt sie Frau Hellwig die Rechte hin.

„Was wollen Sie hier, Tante?" fragte die Wittwe kurz, indem sie die Bewegung der kleinen Dame völlig ignorirte.

„Ihn segnen!" lautete die milde Antwort.

„Der Segen einer Ungläubigen hat keine Macht."

„Gott hört ihn — Seine ewige Weisheit und Liebe wägt nicht zwischen der armseligen Form — wenn es aus treuem Herzen kommt —"

„Und aus schuldbeladener Seele!" ergänzte Frau Hellwig in beißendem Hohne.

Die alte Dame richtete sich hoch auf.

„Richtet nicht," begann sie und hob feierlich drohend den Zeigefinger — „doch nein," unterbrach sie sich mit unbeschreiblicher Milde und blickte auf den Todten, „auch nicht ein Wort mehr soll Deinen heiligen Frieden stören. . . . Leb' wohl, Fritz!"

Sie ging langsamen Schrittes zurück in den Hofraum und verschwand hinter einer Thüre, die Felicitas bis dahin stets verschlossen gefunden hatte.

„Nun, das war doch stark von der alten Mamsell!" zischelte Friederike, die von der Küchenthüre aus den Vorgang beobachtet hatte.

Frau Hellwig zuckte schweigend die Achseln und legte den Kranz zu Füßen der Leiche. Noch war sie nicht Herr ihrer inneren Erregung. So ungeübt die Züge dieser Frau im Ausdrucke weiblicher Milde und Sanftmuth waren, so unbeweglich und wandellos sie auch in ihrer eisernen Strenge erschienen, in Haß und Verachtung wurden sie unheimlich lebendig — wer ein-

mal das schlimme Lächeln gesehen hatte, das in solchen Momenten ihre Mundwinkel tief herabzog, der traute der Ruhe dieses Gesichts nicht mehr. Sie bog sich über den Verstorbenen, anscheinend, um etwas an den Arrangement zu ändern; ihre Hand stieß dabei an das Bouquet der alten Dame — es rollte über den Rand des Sarges und fiel zu Felicita's Füßen nieder.

Draußen schlug es drei. Mehrere Geistliche im Ornate traten in die Hausflur; auch die Herren kamen aus dem Wohnzimmer, und ihnen folgte Nathanael neben einer hochaufgeschossenen, schmächtigen Jünglingsgestalt. Die Wittwe hatte ihrem Sohne Johannes die Todesnachricht telegraphisch mitgetheilt, und heute Morgen war er gekommen, um der Begräbnißfeierlichkeit beizuwohnen. Die kleine Felicitas vergaß für einen Augenblick ihr Leid und sah mit der ganzen Neugier des neunjährigen Kindes zu ihm empor, welcher der Liebling des Vaters gewesen war. . . . Weinte er wohl hinter der schmalen, mageren aber wohlgepflegten Hand, die er beim Anblicke des Dahingeschiedenen über seine Augen gelegt hatte? . . . Nein, es rollte keine Thräne herab, und ein ungeübtes Auge, wie das des Kindes, konnte außer einer ungewöhnlichen Bläße auch sonst kein Merkmal der Erschütterung an dem ernsten Gesichte bemerken.

Nathanael ſtand neben ihm. Er vergoß viele Thränen, aber ſein Kummer hinderte ihn nicht, dem Bruder leiſe flüſternd anzuſtoßen, als er Felicitas in ihrem Schlupfwinkel entdeckte. Johannes' Blick folgte der Richtung des brüderlichen Zeigefingers. Zum erſten Mal hefteten ſich dieſe Augen auf das Geſicht des Kindes — es waren ſchreckliche Augen, ernſt, finſter, ohne das Licht des Wohlwollens und der inneren Wärme. In der Bibel war ein Bild des Evangeliſten, des Lieblingsſchülers Jeſu, ein ſanftes, ſchönes Geſicht mit faſt weiblich weichen Linien — „das iſt der Johannes am Rhein", hatte ſie ſtets behauptet, und der Onkel hatte lächelnd dazu genickt. . . . Sie hatten nichts mit einander gemein, jene lieblichen, von hellem Gelock umrahmten Züge und dieſer Kopf mit den ſchlichten, kurzgeſchnittenen Haaren und dem tiefernſten, blaſſen, unregelmäßigen Profil.

„Geh' fort, Kind, Du biſt hier im Wege!" gebot er ſtreng, als er ſah, daß man Anſtalten machte, den Sarg zu ſchließen. Felicitas verließ beſchämt und erſchrocken, als habe ſie Strafe verdient, den Winkel und ſchlich, ungeſehen von den Anderen, in ihres Pflegevaters ehemaliges Zimmer.

Jetzt weinte ſie bitterlich. . . . Ihm war ſie nicht

im Wege gewesen! Sie fühlte seine fieberhafte Hand wieder auf ihrem Scheitel und hörte seine gute, schwache Stimme, wie in den letzten Tagen, heiser flüstern: „Komm', Fee, mein Kind, ich hab' es so gern, wenn Du bei mir bist!“ . . .

Horch, was war das für ein Hämmern draußen? Es scholl mißtönig durch den hochgewölbten Raum, wo doch die vielen Menschen kaum zu flüstern wagten. Felicitas hob verstohlen den grünen Vorhang und sah hinaus in die Flur. . . . . Schrecklich! die Gestalt des Onkels war verschwunden; dort der schwarze Deckel lag auf seinem lieben Gesichte und hielt ihn für immer unerbittlich fest in der ausgestreckten Stellung. Wenn er nur ein wenig die Hand hob, stieß sie überall an harte, fest zusammengefügte Bretter . . . und dort klopfte der Mann abermals und rüttelte an dem Deckel, ob er auch fest säße, ob ihn nicht die Hand da d'rin zurückstoßen könne, — da d'rin in der tiefen Dunkelheit des engen Kastens, da d'rin, wo man nicht athmen konnte, wo man so furchtbar allein war . . . Die Kleine schrie laut auf vor Entsetzen.

Aller Augen richteten sich verwundert auf das Fenster, aber Felicitas sah nur die großen, grauen, deren Blick sie vorhin so tief erschreckt hatte. Er blickte

ſtrafend herüber; ſie verließ das Fenſter und flüchtete ſich hinter den großen, dunklen Vorhang, der das Zimmer in zwei Hälften theilte. Dort kauerte ſie ſich nieder und blickte furchtſam nach der Thüre, wo er gewiß eintreten und ſie ſcheltend hinausführen würde.

In ihrem Verſtecke ſah ſie nicht, wie draußen die Träger den Sarg auf die Schulter nahmen, wie der Onkel ſein Haus verließ für immer. Sie ſah nicht den langen, ſchwarzen, unheimlichen Zug, der dem Verſtorbenen folgte, wie der letzte Schatten auf dem nun vollendeten Lebenswege. . . . Dort an der Ecke hob ein Luftzug alle die prächtigen weißen Atlasbänder, die am Sarge niederhingen — ſie flatterten hoch auf; war es der letzte Gruß des Geſchiedenen für das verlaſſene Kind, das eine zärtlich beſorgte Mutter dem trüben Sumpfe der väterlichen Laufbahn entriſſen hatte, um es unwiſſentlich an einen öden, unwirthbaren Strand zu werfen?

7.

Das Stimmengemurmel in der Flur war plötzlich verſtummt — und es folgte tiefe Stille. Felicitas hörte, wie die Hausthür geſchloſſen wurde; aber ſie wußte nicht, daß damit das Drama in der Hausflur zu Ende ſei. Noch wagte ſie ſich nicht aus ihrem Winkel her-

vor. Sie saß auf dem kleinen, gepolsterten Lehnstuhle, den der Onkel ihr am letzten Weihnachtsabend geschenkt, und das Köpfchen ruhte auf ihren beiden Händen, die sich auf dem Tische kreuzten. Ihr Herz klopfte nicht mehr so ängstlich, aber hinter der kleinen, gesenkten Stirne hämmerte es, und die Gedanken reihten sich in fieberhafter Schnelligkeit aneinander. Sie dachte auch an die kleine, alte Dame, deren Bouquet draußen auf den Steinfließen lag und wahrscheinlich von den unachtsamen Leuten zertreten wurde. . . . Das war also „die alte Mamsell" gewesen, jene Einsame hoch droben unter dem Dache des Hinterhauses, der stete Zankapfel zwischen der Köchin und Heinrich! Nach Friederikens Aussage hatte die alte Mamsell Furchtbares auf dem Gewissen — sie sollte schuld sein an ihres Vaters Tode. Die haarsträubende Geschichte hatte der kleinen Felicitas stets Furcht und Entsetzen eingeflößt; aber jetzt war das vorbei. . . . Die kleine Dame mit dem guten Gesichte und den Augen voll sanfter Thränen eine Vatermörderin! Da hatte Heinrich sicher Recht, wenn er beharrlich den dicken Kopf schüttelte und ebenso consequent den geistreichen Satz aufstellte, das müsse anders zusammenhängen!

Vor Jahren hatte die alte Mamsell auch hier unten im Vorderhause gewohnt, aber, wie sich die alte

Köchin mit immer neu auflodernden Zorne ausdrückt — sie war nicht davon abzubringen gewesen, Sonntag Nachmittags unheilige Lieder und lustige Weisen zu spielen. Die „Madame" hatte ihr Himmel und Hölle vorgestellt, aber das war Alles umsonst gewesen, bis kein Mensch im Hause den Gräuel mehr mit anhören konnte — da hatte Herr Hellwig seiner Frau den Willen gethan, und die alte Mamsel hatte hinauf gemußt unter's Dach. . . . Dort wäre sie unschädlich, meinte Friederike stets, und man mußte ihr Recht geben, denn man hörte nie auch nur einen Laut des verpönten Clavierspiels im Hause. . . . Der Onkel mußte jedenfalls sehr böse auf die alte Mamsell gewesen sein, denn er hatte nie von ihr gesprochen; und doch war sie seines Vaters Schwester und sah ihm so ähnlich. . . . Eine heiße Sehnsucht erfaßte die kleine Felicitas bei dem Gedanken an diese Aehnlichkeit — sie wollte hinauf in die Dachwohnung, aber da stand ja der finstere Johannes — das Kind schüttelte sich vor Angst — und die alte Mamsell steckte Jahr aus, Jahr ein hinter Riegeln und Schlössern.

Am Ende eines langen abgelegenen Corridors, dicht an der Treppe, die aus den untern Stockwerken heraufführte, war eine Thür. Nathanael hatte ein-

mal, als sie da droben spielten, leise zu ihr gesagt: „Du, da droben wohnt sie!“ dann hatte er, mit beiden Fäusten auf die Thür schlagend, laut geschrieen: „Alte Dachhexe komm' herunter!“ und war in schleuniger Flucht die Treppe hinabgelaufen. Wie hatte da das Herz der kleinen Felicitas vor Angst und Schrecken geklopft! denn sie war keinen Augenblick im Zweifel gewesen, es müsse ein schreckliches Weib mit einem großen Messer in der Hand hervorstürzen und sie bei den Haaren fassen. . . .

Es fing an leise zu dämmern. Drüben am Rathause huschte der letzte goldene Schein der Herbstsonne um das Giebelkreuz, und auf der großen Wanduhr d'rin im Zimmer schlug es langsam und rasselnd fünf — sie hatte genau so eintönig und langsam jene drei Schläge herabgerasselt, nach welchen ihr ehemaliger Besitzer, der sie lange Jahre hindurch pünktlich und mit liebevoller Vorsicht bedient, hinausgetragen worden war.

Bis dahin war es ziemlich still im ganzen Hause geblieben; aber jetzt wurde die Thür des Wohnzimmers plötzlich geöffnet, und harte, feste Schritte schollen durch die Flur. Felicitas zog ängstlich den Vorhang an sich heran, denn Frau Hellwig näherte sich dem Zimmer des Onkels. Das erschien dem Kinde

wunderbar neu: es war nie vorgekommen, daß
große Frau bei Lebzeiten ihres Mannes je dieſe Schw
betreten hatte. . . . Sie kam ungewöhnlich raſch her
ſchob leiſe den Nachtriegel vor und blieb dann ei
Augenblick mitten im Zimmer ſtehen. Es war ein A
druck unſäglichen Triumphes, mit welchem dieſe F
ihre Blicke langſam durch den ſo lange ſtreng gemi
nen Raum gleiten ließ.

Ueber Hellwig's Schreibtiſch hingen zwei ſchö
malte Oelbilder, ein Herr und eine Dame. Die
tere, ein ſtolzes Geſicht, aus deſſen Augen aber E
und Lebensluſt ſprühten, war in jener Tracht, we
ſo unſchön die altgriechiſche nachzuahmen ſucht.
kurze Taille, die ein weißer, leuchtender Seiden
umſchloß, wurde noch verkürzt durch einen rothen, g
durchwirkten Gürtel; Bruſt und Oberarme, faſt zu üp
geformt und nur ſehr wenig bedeckt, harmonirten
ihrer herausfordernden Schönheit durchaus nicht mit
anſpruchsloſen, züchtigen Veilchenſtraußе, der im Gi
ſteckte. . . . . Es war Hellwig's Mutter.

Vor dieſes Bild trat die Wittwe jetzt; ſie ſc
ſich einen Moment daran zu weiden. Dann ſtieg
auf einen Stuhl, hob es von ſeiner gewohnten, lc
jährigen Stelle und ſchlug vorſichtig, ohne großes Geräu

einen neuen Nagel inmitten der zwei alten, an welchen sie das männliche Brustbild, Hellwig's Vater, hing. Es blickte jetzt einsam hernieder, während die Wittwe den Stuhl verließ und, das weibliche Portrait in der Hand, aus dem Zimmer ging. . . . Felicitas' gespanntes Ohr folgte ihren Schritten durch die Hausflur, über die erste Treppe — sie stieg immer höher in dem widerhallenden Treppenhause — wahrscheinlich bis in den Bodenraum.

Sie hatte die Thüre nicht völlig hinter sich geschlossen, und als ihr letzter Schritt droben verhallt war, da erschien Heinrich's scheues Gesicht in der Spalte.

„Na, da haben wir's, Friederike!" rief er mit gedämpfter Stimme, der man aber den Schrecken anhörte, in die Flur zurück. „Es war richtig der sel'gen Frau Commerzienräthin ihr Bild!"

Die alte Köchin riß die Thüre weit auf und sah herein.

„Ach, du meine Güte, wirklich!" rief sie, die Hände zusammenschlagend. „Herr Je, wenn das die stolze Frau wüßte, die drehte sich in der Erde um — und der sel'ge Herr erst! . . . Na, sie war aber auch zu schrecklich angezogen — so bloß auf der Brust — ein Christenmensch mußte sich schämen!"

„Meinst Du!" entgegnete Heinrich, schlau mit den

Augen blinzelnd. „Ich will Dir 'was sagen, Fritz derike," fuhr er fort und legte abzählend den Zeige finger der Rechten gegen den linken Daumen. „Die alte Frau Commerzienräthin hat's durchaus nicht leiden wollen, daß unser Herr die ‚Madame' genommen hat — das kann ihr die Madame zum Ersten nicht vergessen. Zum Zweiten war sie eine fidele Frau, die gern 'was mitmachte und am liebsten da war, wo lustig aufgespielt wurde, und zum Dritten — hat sie unsere Madame einmal eine herzlose Betschwester geschimpft. . . . Merkst Du 'was?"

Während Heinrich's Beweisführung war Felicitas aus ihrem Verstecke hervorgekommen. Das Kind fühlte instinctmäßig, daß es an dem rauhen, aber grundgutmüthigen alten Burschen von nun an die einzige Stütze im Hause haben werde. Er hatte sie sehr lieb, und seinen stets wachsamen Augen dankte es die Kleine hauptsächlich, daß sie bis dahin in glücklicher Unwissenheit über ihre Vergangenheit geblieben war.

„Na, Fee'chen, da bist Du ja!" sagte er freundlich und nahm ihre kleine Hand fest in seine schwielige Rechte. „Ich hab' Dich schon in allen Ecken gesucht. . . . Komm mit 'nüber in die Gesindestube; denn hier wirst Du nun doch nicht mehr gelitten, armes Ding!

. . . wenn gar die alten Bilder fortmüssen, nachher —"

Er seufzte und drückte die Thüre zu; Friederike war bereits eilig in die Küche zurückgekehrt, denn man hörte die Schritte der herabsteigenden Frau Hellwig.

Felicitas sah sich scheu um in der Hausflur — sie war leer; da, wo der Sarg gestanden hatte, lagen zertretene Blumen und Blätter am Boden.

„Wo ist der Onkel?" fragte sie flüsternd, indem sie sich widerstandslos von Heinrich nach der Gesindestube führen ließ.

„Nu, sie haben ihn fortgetragen; aber Du weißt ja doch, Kindchen, er ist nun im Himmel — da hat er's gut, besser als auf der Erde", antwortete Heinrich wehmüthig.

Er nahm seine Mütze vom Nagel und ging fort, um einen Auftrag in der Stadt zu besorgen.

In der Gesindestube herrschte bereits starke Dämmerung. Seit Heinrich's Weggange kniete Felicitas auf der Holzbank, die unter dem eng vergitterten Fenstern weglief, und blickte unabläßig in das Stückchen dunkelnden Himmel droben über den Giebelhäusern der schmalen, steilen Gasse, wo ja der Onkel nun sein sollte. . . Sie fuhr erschrocken zusammen, als Friederike mit der

Küchenlampe eintrat. Die alte Köchin stellte einen Teller mit Butterbrod auf den Tisch.

„Komm' her, Kind, und iß — da ist Dein Abendbrod!" sagte sie.

Die Kleine kam näher, aber sie rührte das Essen nicht an; sie griff nach ihrer Schiefertafel, die Heinrich aus des Onkels Zimmer herübergebracht, und fing an zu schreiben. Da kamen hastige Schritte durch die anstoßende Küche, und gleich darauf steckte Nathanael seinen blonden Kopf durch die offene Thür. Felicitas zitterte, denn er war stets sehr ungezogen, wenn er sich mit ihr allein sah.

„Ah, da sitzt ja Jungfer Fee!" rief er in einem Tone, den Felicitas so sehr an ihm fürchtete. „Hör' 'mal, Du ungezogenes Ding, wo hast Du denn die ganze Zeit über gesteckt?"

„In der grünen Stube," antwortete sie, ohne aufzublicken.

„Du, das probire nicht noch einmal!" sagte er drohend. „Da hinein gehörst Du jetzt nicht mehr, hat die Mama gesagt. . . . Was schreibst Du denn da?"

„Meine Arbeit für Herrn Richter."

„So — für Herrn Richter," wiederholte er und wischte dabei mit einer raschen Bewegung das Geschrie-

bene von der Tafel. „Also Du bildest Dir ein, Mama wäre so dumm, die theuren Privatstunden noch für Dich zu bezahlen? . . . Sie wird sich hüten. Das ist Alles vorbei, hat sie gesagt. . . Du kannst nun wieder dahin gehen, wo Du hergekommen bist — nachher wirst Du das, was Deine Mutter war, und dann machen sie es mit Dir auch so" — er legte die Hände gegen die Wange, machte die Pantomime des Schießens und schrie: „Puff!"

Die Kleine sah ihn mit weitgeöffneten Augen an. Er sprach von ihrem Mütterchen — das war ja noch nie geschehen, aber was er sagte, klang so unverständlich.

„Du kennst doch meine Mama gar nicht!" sagte sie halb fragend und ungewiß; es schien, als ob sie den Athem anhielt.

„O, ich weiß viel mehr von ihr, als Du!" erwiderte er und setzte nach einer Pause hinzu, während sein Blick heimtückisch unter der gesenkten Stirne hervorschielte: „Gelt, Du weißt noch nicht einmal, was Deine Eltern waren?"

Die Kleine schüttelte das Köpfchen mit einer lieblich unschuldigen Bewegung, aber zugleich hefteten sich ihre Augen wie ängstlich flehend an seine Lippen — sie

kannte die Art und Weise des Knaben viel zu gut, u
nicht zu wissen, daß jetzt etwas kommen müsse, was i
wehe thun sollte.

„Spielersleute waren sie!“ schrie er mit hämische
Betonung. „Weißt Du, solche Leute, wie wir sie auf
dem Vogelschießen gesehen haben —. sie machen Kunst-
stücke, Purzelbäume und solches Zeug und gehen nach-
her mit dem Teller herum und betteln.“

Die Schiefertafel fiel auf den Boden und zerbrach in kleine Stücke. Felicitas war aufgesprungen und stürzte wie toll an den verblüfften Knaben vorüber hinaus in die Küche.

„Er lügt, gelt, er lügt, Friederike?“ rief sie in schneidenden Tönen und faßte den Arm der Köchin.

„Das kann ich gerade nicht sagen, aber übertrieben hat er,“ entgegnete Friederike, deren hartes Herz bei Anblick des furchtbar aufgeregten Kindes ein menschliches Rühren empfand. „Gebettelt haben sie nicht; freilich — das ist wahr — Spielersleute sind sie gewesen —“

„Und sehr schlechte Kunststücke haben sie gemacht!“ ergänzte Nathanael, indem er an den Herd trat und forschend in Felicitas' Gesicht sah — sie weinte ja noch nicht; ja, sie sah ihn so ‚unverschämt wild‘ an mit ihren

heißen, funkelnden Augen, daß er in eine förmliche Wuth gerieth.

„Gräuliche Kunststücke haben sie gemacht!“ wiederholte er. „Deine Mutter hat Gott, den Herrn, versucht, und deshalb kommt sie auch nie in den Himmel, sagt die Mama.“

„Sie ist ja gar nicht gestorben!“ stieß Felicitas hervor. Ihr kleiner, blasser Mund zuckte fieberisch, und ihre Hand umschloß krampfhaft die Rockfalten der Köchin.

„O, freilich, Du dummes Ding, längst, längst — der sel'ge Papa hat Dir's nur nicht gesagt. . . Drüben im Rathhaussaale ist sie bei einem Kunststücke von den Soldaten erschossen worden.“

Das gequälte Kind stieß ein herzzerreißendes Jammergeschrei aus; Friederike hatte bei Nathanael's letzten Worten bestätigend mit dem Kopfe genickt — er hatte also nicht gelogen.

In diesem Augenblicke kehrte Heinrich von seinem Ausgange zurück. Nathanael machte sich aus dem Staube als die breitschultrige Gestalt des Hausknechts auf der Schwelle erschien. . . Heimtückische Naturen haben stets eine unüberwindliche Scheu vor einem geraden, ehrlichen Gesichte. Auch der Köchin schlug das Gewissen — sie hantierte emsig bei ihrem Herde.

Felicitas schrie nicht mehr. Sie hatte die hochgehobenen, verschränkten Arme gegen die Wand geworfen und ihre Stirne darauf gepreßt, aber man hörte, wie sie gegen ein heftiges Schluchzen ankämpfte.

Der durchdringende Schrei des Kindes war bis in die Hausflur gedrungen, Heinrich hatte ihn gehört; er sah noch, wie Nathanael hinter der Zimmerthüre verschwand, und wußte sogleich, daß hier irgend eine Bosheit verübt worden war. Ohne ein Wort zu sagen, drehte er die Kleine von der Wand weg und hob das Gesichtchen empor — es war furchtbar entstellt. Bei seinem Anblicke brach das Kind abermals in ein lautes Weinen aus und stieß schluchzend die Worte hervor: „Sie haben mein armes Mütterchen todtgeschossen — meine liebe, gute Mama!“

Heinrich's breites, gutmüthiges Gesicht wurde ganz blaß vor innerem Grimme — er schien einen Fluch zu unterdrücken.

„Wer hat Dir denn das gesagt?“ frug er und sah drohend nach Friederike hinüber.

Das Kind schwieg; aber die Köchin begann den Hergang zu erzählen, wobei sie das Feuer schürte, den eben begossenen Braten noch einmal begoß und allerlei

unnöthige Dinge verrichtete, um nicht in Heinrich's Gesicht blicken zu müssen.

„Na, ich meine auch, Nathanael hätte es ihr just heute noch nicht zu sagen gebraucht," schloß sie endlich, „aber morgen oder übermorgen nimmt sie die Madame doch in's Gebet, und da wird sie ganz gewiß nicht mit Handschuhen angefaßt — darauf kannst Du Dich verlassen!"

Heinrich führte Felicitas in die Gesindestube, setzte sich neben sie auf die Holzbank und suchte sie zu beruhigen, soweit er es in seiner ungelenken Redeweise vermochte. Er erzählte ihr schonend den schrecklichen Vorfall im Rathhaussaale und sagte schließlich, daß ja die Mama, von der die Leute schon damals gesagt hätten, sie sähe aus wie ein Engel, nun auch droben im Himmel sei und jeden Augenblick ihre kleine Fee sehen könne. Dann streichelte er zärtlich das Köpfchen des Kindes, das auf's Neue in krampfhaftes Weinen ausbrach.

8.

Am anderen Morgen hallte das Ausläuten der Glocken feierlich über die Stadt. Die schmale, steile Gasse hinauf strömten die Andächtigen nach der hoch-

gelegenen Barfüßerkirche. Sammet und Seide und auch minder kostbare, aber doch sonntägige Stoffe wurden in die Kirche getragen, nicht allein zur Ehre Gottes, sondern auch um der Augen des lieben Nächsten willen.

Aus dem stattlichen Eckhause am Marktplatze schlüpfte eine kleine, schwarz umhüllte Gestalt. Niemand hätte unter dem großen, plumpen Umhängetuche, das eine Nadel unter dem Kinne zusammenhielt, die feinen, graziösen Formen der kleinen Felicitas zu entdecken vermocht. Friederike hatte der Kleinen das häßliche, grobe Gewebe mit den wichtig betonten Worten umgelegt, daß die Madame ihr das schöne Tuch zur Trauer schenke; dann hatte sie die Hausthür geöffnet und dem hinauseilenden Kinde streng anbefohlen, ja nicht etwa, wie sonst, in den Familien-Kirchenstuhl zu gehen — es sei Platz für sie auf den Bänkchen der Schulkinder.

Felicitas drückte das Gesangbuch unter den Arm und schritt hastig um die Ecke. Es war unverkennbar, sie strebte ungeduldig, vorwärts zu kommen; aber da drüben schritten feierlich gemessenen Ganges drei schwarzgekleidete Gestalten, deren Anblick sofort ihre Schritte verlangsamte . . . Ja, dort ging sie, die große Frau, inmitten ihrer zwei Söhne, und alle Menschen, die vorüberkamen, neigten sich tief und respectvoll. Sie hatte

c das ganze Jahr über faſt für Niemand einen guten
E, und d● Mund ſprach oft unbarmherzig zu Denen,
Hülfe ſuchten; und dort der kleinere Knabe an ihrer
en ſchlug die Bettelkinder, die ſich in's Haus wag=
und trat mit Füßen nach ihnen. Er log auch
)eulich und ſchwur dann heilig und theuer, daß er
gelogen habe — aber das ſchadete Alles nicht.
gingen jetzt in die Kirche, ſetzten ſich in den ſtreng
ſchloſſenen Kirchenſtuhl, hinter vornehme Glasſchei=
und beteten zum lieben Gott, und er hatte ſie lieb,
ſie kamen in ſeinen Himmel; denn — ſie waren
:ine Spielersleute.

Die drei Geſtalten verſchwanden in der Kirchen=
e. Das Kind folgte ihnen mit den ängſtlichen Au=
dann huſchte es vorüber an all' den offenen Thü=
aus denen bereits der Orgelklang ſcholl, und die
ı Blick gewährten in das magiſche Düſter der Kir=
halle, über die dichtgedrängten Reihen der Andäch=
ı. An das trotzig empörte, heftig pochende Kinder=
aber, das da draußen vorübereilte, ſchlug der Or=
ɔn vergeblich. Es konnte heute nicht zum lieben
t beten; er wollte ja nichts wiſſen von dem armen,
offenen Mütterchen, er litt es nicht in ſeinem großen,
ten Himmel — es lag einſam draußen auf dem

Gottesacker, und da mußte das Kind hin und mu
es beſuchen.

Felicitas bog ein in eine zweite Gaſſe, die no
ſteiler den Berg hinauflief, als die drunten neben de
Hauſe. Dann kam das häßliche Stadtthor mit de
noch viel häßlicheren Thurme, der auf ſeinem Rück
dräute, aber durch die Thorwölbung leuchtete es grü
Da ſchlangen ſich die prächtigen, wohlgepflegten Linde
alleen in wunderlichem Contraſte um alten, geſchwärzte
Stadtmauern, wie ein friſcher Myrthenkranz um ein
ergrauten Scheitel. . . . Wie war es ſo feierlich ſti
hier oben! Das Kind erſchrak vor ſeinen eigne
Schritten, unter denen der Kies knirſchte — es ging
ja auf verbotenem Wege. Aber es lief immer raſche
und ſtand endlich, tief Athem ſchöpfend, vor dem Ein
gangsthore des Gottesackers.

Noch nie hatte Felicitas dieſen ſtillen Ort betre
ten — ſie kannte jene kleinen, gleichförmig neben einander
liegenden Felder noch nicht, jene Schlußſcheine, unter de
nen das vielgeſtaltige Leben urplötzlich verbrauſt und
verklingt. Neben dem ſchwarzen Eiſengitter der Thüre
ſtreckten zwei große Hollunderbüſche die Zweige hervor,
gebeugt von der Laſt ihrer ſchwarzen, glänzenden Beeren-
dolden, und da ſeitwärts erhob ſich das graue Ge-

uer einer alten Kirche — das ſah düſter aus; aber
t hinüber dehnte ſich ein weiter Plan, bunt beſät
: Blumen und Büſchen, auf denen das Gold der mil=
ı Herbſtſonne lag.

„Wen willſt Du denn beſuchen, Kleine?“ fragte
Mann, der in Hemdärmeln an der Thür des Lei=
ıhauſes lehnte und blaue Wolken aus ſeiner Tabacks=
ife in die klare Luft blies.

„Meine Mama“, entgegnete Felicitas haſtig und
ɜ ihre Augen ſuchend über das große Blumenfeld
iten.

„So — iſt die ſchon hier? Wer war ſie denn?“

„Sie war eine Spielersfrau.“

„Ah, die vor fünf Jahren auf dem Rathhauſe um=
ommen iſt? . . . Die liegt da drüben, gleich neben
: Kirchenecke.“

Da ſtand nun das kleine, verlaſſene Weſen vor
m Fleckchen Erde, das den Gegenſtand all' ſeiner
ßen, ſehnſüchtigen Kindesträume deckte! . . . Ringsum
gen geſchmückte Gräber; die meiſten waren mit bunt=
rbigen Aſtern ſo völlig bedeckt, als habe der liebe
ott alle ſeine Sterne vom Himmel ſchneien laſſen.
ur der ſchmale Streifen zu des Kindes Füßen zeigte

dürres, verbranntes Gras, gemischt mit üppig wuchern-
den Queckenranken. Unachtsame Füße hatten bereits
einen Weg darüber gebahnt; die anfangs lockere, von
Regengüssen durchwühlte Erde war tief eingesunken, und
mit ihr der weiße, schmucklose Stein zu Füßen des ver-
nachlässigten Grabes — „Meta d'Orlowsky" stand in
großen, schwarzen Lettern dicht am Erdrande. . . . An
diesem Steine kauerte sich Felicitas nieder, und ihre klei-
nen Hände wühlten in einer von Gras entblößten
Stelle. . . . Erde, nichts als Erde! Diese schwere, fühl-
lose Masse lag auf dem zärtlichen Gesichte, auf der
lieben Gestalt im lichtglänzenden Atlasgewande, auf den
Blumen in den lilienweißen, erstarrten Händen. Jetzt
wußte das Kind, daß die Mutter damals nicht blos ge-
schlafen habe.

„Liebe Mama," flüsterte sie, „Du kannst mich nicht
sehen, aber ich bin da, bei Dir! Und wenn auch der
liebe Gott nichts von Dir wissen will — er hat Dir
ja nicht ein einziges Blümchen geschenkt — und kein
Mensch kümmert sich um Dich, ich hab' Dich lieb und
will immer zu Dir kommen! . . . Ich will auch nur
Dich allein lieb haben, nicht einmal den lieben Gott,
denn er ist so streng und schlimm gegen Dich!"

Das war das erste Gebet des Kindes am Grabe

der verfehmten Mutter. . . Ein leichtes Lüftchen strich vorüber, weich und kühlend, wie sich die beschwichtigende Mutterhand um die klopfenden Schläfe des fieberkranken Lieblings legt. Die Astern nickten herüber zu dem tieftraurigen Kinde, und durch die dürren Blüthenrispen der Gräser zog es leise flüsternd; und droben dehnte sich der Himmel, in durchsichtiger Klarheit — der ewige wandellose Himmel, den Menschenbegriffe zu einem Tummelplatze irdischer Leidenschaften machen.

Als Felicitas später in das düstere Haus am Marktplatze zurückkehrte — das Kind wußte nicht, wie lange es träumend da draußen auf dem weiten, stillen Todtenfelde gesessen hatte — fand sie die Hausthüre nur angelehnt. Sie schlüpfte hinein, blieb aber sofort erschrocken in der nächsten Ecke stehen, denn die Thüre zu des Onkels Zimmer stand ziemlich weit offen, Johannes' Stimme klang heraus, und Felicitas hörte, wie er mit festen, langsamen Schritten auf und ab ging.

Ein so eigenthümlich wilder Trotz auch seit gestern über die Kleine gekommen war, die Furcht vor jener unbewegten, grausam kalten Stimme und den unerbittlichen grauen Augen war doch noch größer. Sie konnte unmöglich in das Bereich der halboffenen Thüre treten — ihre kleinen Füße standen wie eingewurzelt auf den Steinplatten.

„Ich gebe Dir vollkommen Recht, Mama,“ sag Johannes d'rinnen, indem er stehen blieb; „das klein lästige Geschöpf wäre am besten in irgend einer brave Handwerkerfamilie aufgehoben. Aber dieser unvollen dete Brief hier ist für mich so maßgebend, wie ein rechts kräftiges Testament. . . . Einmal sagt der Papa, daß er das Kind um keinen Preis aus dem Schutze seines Hau ses entlassen werde — es sei denn, daß es der Vater selbst zurückfordere — und hier mit den Worten: , — ich würde deshalb auch unbedingt die Sorge um das mir anvertraute Kind in Deine Hände legen —‘ macht er mich unwiderleglich zum Vollstrecker seines Willens. . . Es kommt mir durchaus nicht zu, an der Handlungs weise meines Vaters irgendwie zu mäckeln, aber wenn er gewußt hätte, wie unsagbar zuwider mir die Menschen classe ist, aus der das Kind stammt — er würde mich mit dieser Vormundschaft verschont haben.“

„Du weißt nicht, was Du von mir verlangst, Jo hannes!“ entgegnete die Wittwe im Tone tiefsten Ver drusses. „Fünf lange Jahre habe ich diesen Auswürf ling, dies gottverlassene Wesen stillschweigend neben mir dulden müssen — ich kann es nicht länger!“

„Nun, dann bleibt uns kein anderer Ausweg, als ein Aufruf an den Vater des Kindes.“

„Ja, da kannſt Du rufen!“ erwiderte Frau Hellwig mit einem kurzen, höhniſchen Auflachen. „Der dankt Gott, daß er den Brodeſſer los iſt! Doctor Böhm ſagt mir, ſo viel er wiſſe, habe der Maun zu Anfang ein einziges Mal von Hamburg aus geſchrieben — ſeit der Zeit nicht wieder.“

„Als gute Chriſtin wirſt Du übrigens auch nicht zugeben, liebe Mama, daß das Kind dahin zurückkehrt, wo ſeine Seele verloren geht —“

„Sie iſt ſo wie ſo verloren!“

„Nein, Mama! Wenn ich auch nicht läugnen will, daß der Leichtſinn in dieſem Blute ſtecken muß, ſo glaube ich doch auch feſt an den Segen einer guten Erziehung.“

„Du meinſt alſo, wir bezahlen das ſchwere Geld noch ſo und ſo viel Jahre länger für ein Geſchöpf, das uns auf der Gotteswelt nichts angeht? — Sie hat Unterricht im Franzöſiſchen, im Zeichnen —“

„Ei behüte, das fällt mir nicht ein!“ unterbrach Johannes die Aufzählung — zum erſten Male erhielt dieſe monotone Stimme eine etwas lebhaftere Klangfarbe. „Das fällt mir nicht ein,“ wiederholte er. „Mir iſt dieſe moderne weibliche Erziehung ohnehin ein Gräuel. . . . Solche Frauen wie Dich, die, echt chriſtlichen Sinnes und in wahrhafter Weiblichkeit, nie die

ihnen gesteckten Grenzen überschreiten, die wird man in Kurzem suchen müssen. . . . Nein, das Alles hat von jetzt ab ein Ende! Erziehe das Mädchen häuslich, zu dem, was einst seine Bestimmung sein wird — zur Dienstbarkeit. . . . Ich lege die Angelegenheit völlig und unbesorgt in Deine Hände. Mit Deinem starken Willen, Deinem Christenthume —"

Hier wurde die Thüre plötzlich weiter aufgerissen, und Nathanael, der sich bei dem Zwiegespräche langweilen mochte, sprang heraus. Felicitas drückte sich gegen die Wand; aber er sah sie doch und stürzte wie ein Stoßvogel auf die Zitternde zu.

„Ja, verstecke Dich nur, das hilft Dir nichts," rief er und preßte ihr zartes Handgelenk beim Weiterzerren so heftig, daß sie aufschrie. „Jetzt kommst Du mit und sagst der Mama gleich den Text der Predigt! Gelt, das kannst Du nicht? Du warst nicht auf den Schulbänkchen, ich hab' genau aufgepaßt. . . . Und wie siehst Du denn aus? . . . Nein, Mama, sieh Dir nur einmal dies Kleid an!"

Mit diesen Worten zog er die widerstrebende Kleine an die Thüre.

„Komm' herein, Kind!" gebot Johannes, der mitten

Zimmer ſtand und den Brief ſeines Vaters noch in Hand hielt.

Felicitas trat zögernd über die Schwelle. Sie ſah en Moment an der hohen, ſchmalen Geſtalt empor, vor ihr ſtand. Da lag kein Stäubchen auf dem geſucht feinen, ſchwarzen Anzuge; das Weißzeug leuch= in blendender Friſche; nicht ein Härchen auf der irne krümmte ſich gegen die Hand, die unabläſſig, faſt gſtlich darüber hinſtrich — da war Alles peinlich rdnet und ſauber. Er blickte mit einer Art von ſcheu auf den Kleiderſaum des Kindes.

„Wo haſt Du Dir das geholt?“ fragte er und gte nach der Stelle, die ſeinen Blick auf ſich zog.

Die Kleine ſah ſcheu hinab — das ſah freilich limm aus. Gras und Wege draußen waren noch unaß geweſen; ſie hatte beim Niederwerfen am Grabe ht daran gedacht, daß ſolche auffallende Spuren an n ſchwarzen Kleide zurückbleiben könnten. . . .

Sie ſtand ſchweigend mit geſenkten Augen da.

„Nun, keine Antwort? . . . Du ſiehſt aus wie das ſe Gewiſſen ſelbſt — Du warſt nicht in der Kirche, e?“

„Nein,“ ſagte die Kleine aufrichtig.

„Und wo warſt Du?“

Sie schwieg. Sie hätte sich lieber todtschlagen lassen, ehe der Muttername vor diesen Ohren über ihre Lippen gekommen wäre.

„Ich will Dir's sagen, Johannes," entgegnete Nathanael an ihrer Stelle; „sie war draußen in unserem Garten und hat Obst genascht — so macht sie's immer."

Felicitas warf ihm einen funkelnden Blick zu, aber sie öffnete die Lippen nicht.

„Antworte," gebot Johannes, „hat Nathanael Recht?"

„Nein; er hat gelogen, wie er immer lügt!" entgegnete das Kind fest.

Johannes streckte in diesem Augenblicke ruhig den Arm aus, um Nathanael zurückzuhalten, der wüthend auf seine Anklägerin losstürzen wollte.

„Rühr' sie nicht an, Nathanael!" gebot auch Frau Hellwig dem Knaben. Sie hatte bis dahin schweigend im Lehnstuhle des Onkels am Fenster gesessen. Jetzt erhob sie sich — Hu, was warf die große Frau für einen düstern Schatten in das Zimmer!

„Du wirst mir glauben, Johannes," wendete sie sich an ihren Sohn, wenn ich Dir versichere, daß Nathanael niemals die Unwahrheit sagt. Er ist fromm und lebt in der Furcht des Herrn, wie selten ein Kind —

Habe ihn behütet und geleitet, das wird Dir genü-
- . . . Es hat noch gefehlt, daß sich dies erbärm-
e Geschöpf zwischen die Geschwister stellt, wie das be-
s zwischen den Eltern der Fall gewesen ist. . . . Ist
nicht an sich unverzeihlich, daß sie, statt in die Kirche
gehen, sich an anderen Orten herumtreibt? — mag
nun gewesen sein, wo sie will!"

Ihre Augen glitten mit tödtlicher Kälte über die
ne Gestalt.

„Wo ist das neue Tuch, das Du heute Morgen
ommen hast?" fragte sie plötzlich.

Felicitas fuhr erschreckt mit den Händen nach den
)ultern — o Himmel, es war verschwunden, es lag
er draußen auf dem Gottesacker! Sie fühlte recht
, daß sie sich einer großen Unachtsamkeit schuldig ge-
cht habe — sie war tief beschämt; ihre gesenkten
gen füllten sich mit Thränen, und die Bitte um Ver-
)ung drängte sich auf ihre Lippen.

„Nun, was sagst Du dazu, Johannes?" fragte
ıu Hellwig mit schneidender Stimme. „Ich schenkte
das Tuch vor wenigen Stunden, und an ihrem Ge-
te wirst Du sehen, daß es bereits verloren ist . . .
) möchte wissen, wie viel diese Garderobe Deinem
gen Vater das Jahr über gekostet hat . . . . Gieb sie

auf, ſag' ich Dir! Da iſt Hopfen und Malz ver
— Du wirſt nie ausrotten können, was von einer le
fertigen, liederlichen Mutter aufgeerbt iſt!"

In dieſem Augenblicke ging eine ſchreckliche Ver
derung in Felicitas' Aeußerem vor. Eine tiefe Sch
lachröthe ergoß ſich über das ganze Geſicht und
lilienweißen Hals bis unter den Ausſchnitt des gro
ſchwarzen Wollkleides. Ihre dunklen Augen, in der
noch die Thränen der Reue funkelten, blickten ſprühe
empor zu dem Geſichte der Frau Hellwig. Jene äng
liche Scheu vor der Frau, die fünf Jahre lang auf d
kleinen Herzen gelaſtet und ihr ſtets die Lippen ve
ſchloſſen hatte, war verſchwunden. Alles, was ſ
geſtern ihre kindlichen Nerven in die furchtbarſte Spa
nung verſetzt hatte, es trat plötzlich überwältigend
den Vordergrund und nahm ihr den letzten Reſt v
Selbſtbeherrſchung — ſie war außer ſich.

„Sagen Sie nichts über mein armes Mütterche
ich leide es nicht!" rief ſie; ihre ſonſt ſo weiche Stimm
klang faſt gellend. „Es hat Ihnen nichts zu Leide g
than! . . . Wir ſollen nie Böſes von den Todten ſprech
— hat der Onkel immer geſagt, denn ſie können ſic
nicht vertheidigen — Sie thun es aber doch, und da
iſt ſchlecht, ganz ſchlecht!"

„Siehst Du die kleine Furie, Johannes?“ rief Frau Hellwig höhnisch. „Das ist das Resultat der freisinnigen Erziehung Deines Vaters! Das ist ‚das feenhafte Geschöpfchen‘, wie er das Mädchen in dem Briefe da nennt!“

„Sie hat Recht, wenn sie ihre Mutter vertheidigt,“ sagte Johannes halblaut mit ernstem Blicke; „aber die Art und Weise, wie sie es thut, ist eine ungeberdige, abscheuliche. . . . Wie kannst Du Dich unterstehen, in so ungebührlicher Weise zu dieser Dame zu reden?“ wandte er sich zu Felicitas, und ein schwacher Schimmer von Roth flog über sein bleiches Gesicht. „Weißt Du nicht, daß Du verhungern mußt, wenn sie Dir kein Brod giebt? und daß draußen das Straßenpflaster Dein Kopfkissen sein wird, wenn sie Dich aus dem Hause stößt?“

„Ich will ihr Brod nicht!“ preßte das Kind hervor. „Sie ist eine böse, böse Frau — sie hat so schreckliche Augen. . . . Ich will nicht hier bleiben in Eurem Hause, wo gelogen wird, und wo man sich den ganzen Tag fürchten muß vor der schlechten Behandlung — lieber will ich gleich unter die dunkle Erde zu meiner Mutter, lieber will ich verhungern —“

Sie konnte nicht weiter sprechen; Johannes hatte

ihren Arm gefaßt, seine mageren Finger drückten sich wie eiserne Klammern in das Fleisch — er schüttelte sie einige Male heftig.

„Komm' zu Dir, komm' zur Besinnung, abscheuliches Kind!" rief er. „Pfui, ein Mädchen und so zügellos! Bei dem unverzeihlichen Hange zu Leichtsinn und Liederlichkeit auch noch diese maßlose Heftigkeit! . . . Ich sehe ein, hier ist viel versehen worden," wandte er sich an seine Mutter, „aber unter Deiner Zucht, Mama, wird das anders werden."

Er ließ den Arm der Kleinen nicht los und führte sie unsanft aus dem Zimmer hinüber in die Gesindestube.

„Von heute an habe ich über Dich zu gebieten — merke Dir das!" sagte er rauh; „und wenn ich auch fern bin, ich werde Dich doch exemplarisch zu strafen wissen, sobald ich erfahre, daß Du meiner Mutter nicht in allen Stücken ohne Widerrede gehorchst. . . . Für Dein heutiges Benehmen hast Du auf längere Zeit Hausarrest, um so mehr, als Du von der Freiheit einen so schlechten Gebrauch machst. Du betrittst den Garten ohne ganz specielle Erlaubniß meiner Mutter nicht wieder; ebenso wenig gehst Du auf die Straße, die Wege nach der Bürgerschule ausgenommen, die Du von nun an besuchen wirst; und hier in der Gesindestube magst

lassen und Dich Tags über aufhalten, bis Du bessere Sitten zeigst. . . . Hast Du mich verstanden?"

Die Kleine wandte schweigend das Gesicht ab, und verließ die Stube.

9.

Nachmittags trank die Familie Hellwig den Kaffee draußen im Garten. Friederike hatte ihren kattunenen, wollgefütterten Sonntagsmantel über die Schultern geworfen, die schwarzseidene, wattirte Staatsmütze aufgesetzt und war zuerst in die Kirche und dann zu einer „alten Muhme" auf Besuch gegangen. Heinrich und Felicitas waren allein in dem großen, kirchenstillen Hause. Hinterer war längst heimlicherweise draußen auf dem Gottesacker gewesen und hatte das verhängnißvolle Tuch wieder geholt — es lag nun gesäubert und regelrecht zusammengelegt im Kasten.

Der ehrliche Bursche hatte die vormittägige Scene in der Küche aus mit angehört und zum Theil auch gesehen; er war sehr in Versuchung gewesen, hervorzuspringen und mit seinen derben Fäusten den Sohn des Hauses ebenso zu schütteln, wie die zarte Gestalt des rührerischen Kindes hin und her geschüttelt wurde.

Jetzt saß er da in der Gesindestube und schnitzelte an seinem defecten Ausgehstocke herum, wobei er leise, und zwar sehr ungeschickt und unmelodisch pfiff. Er war ja aber auch gar nicht bei der Sache; seine Blicke huschten rastlos und verstohlen hinüber nach dem schweigenden Kinde. . . . Das war gar nicht mehr das Gesicht der kleinen Felicitas! Sie saß dort wie ein gefangener Vogel, aber wie ein Vogel, dem die Wildheit in der Brust brennt, und der voll unversöhnlichen Grolles der Hände denkt, die ihn gefesselt haben. . . . Auf ihren Knieen lag der Robinson, den Heinrich auf eigene Gefahr hin von Nathanael's Bücherbrette geholt hatte, aber sie warf keinen Blick hinein. Der Einsame hatte gut auf seiner Insel, da gab es doch keine bösen Menschen, die seine Mutter leichtsinnig und liederlich schalten, da lag der funkelnde Sonnenschein auf den Palmenkronen, auf den grünen Wogen des fetten Wiesengrases — und hier brach das Gotteslicht gedämpft, als trübe Dämmerung, durch die engvergitterten Fenster, und nirgends, weder draußen in der schmalen Gasse, noch hier im ganzen Hause, erquickte ein grünes Blatt das Auge.... Ja d'rin im Wohnzimmer, da stand freilich ein Asclepiasstock im Fenster — die einzige Blume, die Frau Hellwig pflegte; aber Felicitas konnte diese regelmäßigen,

wie aus kaltem Porcellan geformten Blüthenbüschel, die starren, harten Blätter nicht leiden, die steifsteif und ungerührt dahingen, mochte auch der Luftzug durchstreifen, so viel er wollte — was gab es denn Schöneres, als draußen die leichtbeweglichen, grünen Zungen an Büschen und Bäumen mit ihrem unaufhörlichen Rauschen und Flüstern?

Die Kleine sprang plötzlich auf. Droben auf dem Dachboden, da konnte man weit hinaus in die Gegend sehen, da war sonnige Luft — wie ein Schatten glitt sie die gewundene steinerne Haupttreppe hinauf.

Das alte Kaufmannshaus war eigentlich nach gewissen Begriffen degradirt worden. Vor langen Zeiten war es ein Edelsitz gewesen. Es hatte auch noch etwas Ehrgeiziges in seiner Physiognomie — wenn auch nicht in dem Maße, wie die Thürme, die Alles unter sich lassen und, wenn es ginge, am liebsten auch den Himmel als alleiniges Eigenthum auf ihre Spitze spießen möchten — aber es zeigte doch hier und da dies Emporstreben in dem Thurmansatze des Erkers und vor Allem in den mächtigen Schornsteinen, die sich in jenen Zeiten so nöthig machten, wo noch die Wildbraten in ihrer natürlichen Größe und Urwüchsigkeit auf den Bratspießen adeliger Küchen steckten .... Das blaue Blut, das die

Herzen der ehemaligen ritterlichen Bewohner klo
gemacht, war längst versiegt, ja in den letzten Sta
war es ihm ergangen, wie dem alten Hause auch —
war degradirt worden.

Die vordere, nach dem Marktplatze gewen
Fronte des Hauses hatte sich allmälig in etwas mo
nisirt, die Hintergebäude dagegen, drei gewaltige Flü
standen noch in keuscher Unberührtheit, wie sie aus
Hand ihres Schöpfers hervorgegangen waren. Da
es noch jene langen, hallenden Gänge mit schiefen W
den und tief ausgetretenem Estrich, in denen selbst
strahlendem Mittagssonnenscheine eine traumähnli
Dämmerung webt, und die es einer sagenhaften Ahnfr
so leicht machen, in grauer Schleppe, mit verblichen
Antlitz und schattenhaft gekreuzten Händen umherzuspuk
Da waren noch jene unvorhergesehenen, unter dem lei
sten Tritte kreischenden Hintertreppchen, die plötzlich
Ende eines Corridors auftauchten, um drunten
irgend einer unheimlichen, siebenfach verriegelten Thü
zu münden — jene abgelegenen, scheinbar zwecklos
Ecken mit einem einsamen Fenster, durch dessen run
bleigefaßte Scheiben fahle Lichtsäulen auf den zerbröckel
den Backsteinfußboden fallen. Der Staub, der hier a
die Köpfe der Vorüberwandelnden herabrieselte, w

risch; er hatte als jugendliche Holzfaser irgend eines
kens oder als neuer Mörtel die hochgehenden Wogen
blauen Blutes mit angesehen.

Wo es irgend möglich gewesen, hatte der Stein=
das Wappen des Erbauers des Hauses, eines
ters von Hirschsprung, angebracht. Die steinernen
ir= und Fenstereinfassungen, ja selbst einzelne Quadern
Fußbodens zeigten den majestätischen Hirsch, wie er,
Vorderläufe hoch hebend, zum grausigen Sprunge
e einen Abgrund ansetzte. Auf den Thürpfosten einer
großen Staatsstuben im Vorderhause befanden sich
die Bildnisse des Erbauers und seiner Ehegesponsin,
gestreckte Gestalten in Barett und Schneppenhaube.
ehrenfeste Ritter blickte mit unvergänglich heraus=
erndem Stolze in die Welt, aus der längst sein
ub und seine „für ewig" besiegelten und verbrieften
rüche hinweggeweht waren.

Felicitas stand droben an der Mündung der Treppe
sah mit großen, verwunderten Augen in eine halb=
e Thüre, die sie nicht anders als verschlossen kannte...
sehr mußte die Ausführung ihres Racheactes alles
ken der sonst so peinlich pünktlichen Hausfrau in
ruch genommen haben, daß sie darüber Schloß und
el vergessen konnte! . . . Hinter der Thüre lag

ein scheinbar endloser Corridor, der über eines der Hintergebäude hinlief, und in welchen verschiedene Thüren mündeten. Eine derselben stand offen und ließ in eine Rumpelkammer mit einem sehr hochliegenden Mansardenfenster sehen. Sie war vollgepfropft mit altem Gerümpel, und da seitwärts an einem Rococo-Armsessel lehnte auch das Bild der Frau Commerzienräthin. Es war nicht einmal gegen eine schützende Wand gekehrt; Staub und Spinnen durften sich nun ungestört des Gesichtes bemächtigen, das dem Maler in der stolzen Ueberzeugung gesessen hatte, es werde für Kind und Kindeskinder bis in die fernste Zeit ein Gegenstand hoher Verehrung sein.

Die großen, hervortretenden, etwas lüsternen Augen hatten, so nahe gesehen, etwas Furchterregendes für das Kind — es wandte sich ängstlich ab, aber in dem Momente fuhr es wie ein Stich durch das kleine Herz, und das Blut brauste nach dem Kopfe — den mit Seehundsfell überzogenen Koffer dort am Boden kannte ja die kleine Felicitas ganz genau! . . . Scheu, mit angehaltenem Athem, schlug sie den Deckel zurück — da lag obenauf ein hellblaues Wollkleidchen, dessen Säume und Bündchen zierliche Stickerei zeigten. Ach ja, das hatte ihr Friederike eines Abends ausgezogen, und dann war

es verschwunden, und die kleine Felicitas mußte dafür ein abscheuliches, dunkles Kleid anlegen.

Immer tiefer und heftiger wühlten die kleinen Hände, — was kam da Alles zum Vorschein, und wie stürmte es in der Kinderseele bei diesem Wiedersehen! . . . All diese Gegenstände, so elegant, als sollten sie den vornehmen Körper einer kleinen Prinzessin umhüllen, hatte die todte Mutter in den Händen gehabt. Felicitas erinnerte sich mit peinlicher Schärfe des süßen Gefühls, wenn die Mama sie angekleidet und mit ihren sammetweichen, zarten Fingern berührt hatte. . . . Ach, hier tauchte auch das buntscheckige Kätzchen auf, das einst der ganze Stolz des Kindes gewesen! Es war auf eine kleine Tasche gestickt. — Halt, da steckte auch etwas d'rin, aber es war kein Spielzeug, wie das Kind anfänglich meinte, es war ein hübsches Petschaft von Achat, auf dessen silberner Platte derselbe majestätische Hirsch sich bäumte, den das Mauerwerk des Hellwig'schen Hauses bis zum Ueberflusse zeigte. Unter dem Wappen stand in feinen, flüchtigen Zügen M. v. H. . . . Das hatte gewiß der Mama gehört, und das Kind hatte einst die räuberische kleine Hand danach ausgestreckt. — —

Höher und höher wuchs die Fluth der Erinnerungen, und auf manche fiel ein Strahl des gereiften Ver-

ständnisses. Jetzt begriff sie jene Momente, wo sie, aus dem ersten Schlafe aufschreckend, den Vater im goldblitzenden Wamms und die Mutter mit den aufgelösten blonden Locken an ihrem Bettchen stehen sah — sie waren aus der Vorstellung heimgekommen . . . und da war auch jedesmal auf die arme Mama geschossen worden, und das Kind hatte so ahnungslos in das todtenbleiche Gesicht gesehen; es wußte aber noch, daß es an solchen Abenden stets stürmisch, wie in athemloser Hast, an das Mutterherz emporgerissen worden war. . —

Stück um Stück der neuentdeckten Schätze wurde gestreichelt und geliebkost und dann sorgsam in den Koffer zurückgelegt, und als der Deckel Alles wieder verschloß, da schlang das Kind seine Arme um den kleinen, vielgereisten Kasten und legte das Köpfchen darauf — sie waren ja alte Cameraden, Zwei, die zusammen gehörten in der weiten Welt, welche nicht so viel Heimathboden für das Spielerskind hatte, als auch nur sein kleiner Fuß bedeckte. . . . Jetzt sah das erst so wildtrotzige Gesichtchen mild und versöhnt aus, als es, die zarte Wange auf die von den Motten halbzerfressene Decke des Koffers gepreßt, mit geschlossenen Augen regungslos dalag.

Durch das Fenster zog die laue Luft aus und ein

und hauchte einen Strom balsamischer Düfte in den abgelegenen, stillen Bodenwinkel . . . wie konnte sich dies berauschende Aroma, das ganzen Resedabeeten entquellen mußte, so hoch in die Lüfte versteigen? Und was waren das für Töne, die jetzt von fern herüber mit ihm hereinströmten? . . . Felicitas öffnete die Augen und setzte sich horchend auf. Das konnte nicht die Orgel der nahen Barfüßerkirche sein — der Gottesdienst war ja längst aus. Ein gebildeteres Ohr, als das des harmlosen, unwissenden Kindes, würde auch eher alles Andere, als diese Harmonieen mit der Orgel in Verbindung gebracht haben — die Ouverture zum Don Juan wurde meisterhaft auf dem Claviere gespielt.

Felicitas schob einen wackeligen Tisch unter das Fenster und stieg hinauf. Ah, was war das! . . . Freilich, mit der geträumten Ausschau in die weite Gotteswelt war es hier nichts; vier Dächer bildeten ein festgeschlossenes Quadrat, von denen das gegenüberliegende die anderen überragte und dem Blicke jede Fernsicht verwehrte, aber gerade dies Dach-vis-à-vis war für die zwei erstaunten, weitgeöffneten Kinderaugen ein Wunder, wie es die schönsten Märchenbücher nicht wunderbarer erzählen konnten. Dort auf der hohen, doch sanft geneigten Schrägseite gab es nicht etwa Ziegel

wie sie die anderen Dächer schwarzbraun, schmutzig und bemoost zeigten — nein, es war förmlich überschüttet mit Blumen, mit Astern und Dahlien, welche ihre bunten Häupter hoch droben in den Lüften mit derselben Sicherheit wiegten, wie drunten, dicht an der starken Muttererde. So weit ein pflegender menschlicher Arm von der am unteren Rande des Daches hängenden Galerie aus reichen konnte, stiegen die Blumenreihen empor, dann aber schloß sich ihnen ein in allen Nüancen des Roth spielendes Blättergewirr an, fast wie ein Mantel, der sich um die Schultern einer glänzenden Schönheit legt — die wilde Weinrebe reckte und streckte sich bis hinauf zum Firste; selbst auf die Nachbardächer krochen die Ranken noch mit ihren leuchtenden, gefingerten Blättern und den schwarzblauen Trauben. Die Galerie hatte die ganze Länge des Daches und hing so luftig und leicht da, als sei sie hingeweht, und doch trug die Brüstung ihres Geländers schwere Kasten voll Erde, aus denen dicke Resedabüschel quollen, und Hunderte von Monatsrosen ihre lachenden Köpfchen steckten.

Ein weißer, ziemlich plumper Gartenstuhl neben einem runden Tischchen, auf welchem ein Porcellan-Kaffeegeschirr stand, bewies unwiderleglich, daß Geschöpfe von Fleisch und Blut hier oben hausten; gleich-

wohl behielt die urſprüngliche Vermuthung des Kindes etwas für ſich, nach welcher dort der kleine Vorbau, den eine Glasthüre von der Galerie abſchloß, das Hüttchen der Blumenfee ſein mußte. Man ſah weder Dach noch Mauern; es war Alles überwuchert von großblätterigem, ſchottiſchem Epheu; die Capuzinerkreſſe rankte ſich hinauf, verſtreute droben über die grüne Kuppel ihre geſpornten Blüthenkelche mit den feurig orangegelben Sammetblättern und hing ſie muthwillig ſchaukelnd über die Glasthüre. Dieſe Thüre klaffte ein wenig, und aus ihr quollen die Töne, die das Kind an's Fenſter gelockt hatten.

Ein Blick hinunter in den Raum, den die vier Hintergebäude umſchloſſen, ließ plötzlich eine Ahnung in der kleinen Felicitas aufdämmern. Da drunten krakelte und krähte es um die Wette — es war der Geflügelhof. Felicitas hatte ihn noch nie geſehen; denn aus Furcht, daß eines der ſchnarrenden Geſchöpfe in den Vorderhof, oder wohl gar in die Hausflur dringen könne, trug Friederike den Thürſchlüſſel ſtets in der Taſche. Wie oft aber war ſie mit zornigem Geſichte in die Küche gekommen und hatte zu Heinrich hinübergeſcholten: „Die Alte da oben gießt wieder einmal ihr nichtsnutziges Gras, daß die Rinnen überlaufen!“ . . . Ach,

das nichtsnutzige Gras waren die Tausende süßer Blumengesichtchen da drüben, und das Wesen, das sie pflegte und behütete, war — die alte Mamsell, die ja auch in diesem Augenblicke wieder den Sonntagnachmittag „entheiligte durch unheilige und lustige Weisen."

Diese Gedanken waren kaum in dem Köpfchen aufgetaucht, als auch schon die kleinen Füße auf der Fensterbrüstung standen. Die ganze Elasticität der Kinderseele, die Leid und Kummer über etwas Neuem für einen Moment völlig vergessen kann, machte sich auch hier geltend. . . Das Kind konnte ja klettern wie ein Eichhörnchen, und über Dächer hinzulaufen, war eine Kleinigkeit. Da unten auf den zwei, an den Dächern hängenden Rinnen ließ es sich jedenfalls prächtig marschiren; sie sahen zwar etwas bemoost und wackelig aus, und dort in der Ecke, wo sie zusammen stießen, hingen beide schief, allein sie zerbrachen jedenfalls noch lange, lange nicht und ließen sich ja gar nicht vergleichen mit dem dünnen Seile, auf welchem Felicitas noch viel kleinere Mädchen, als sie selbst war, hatte tanzen sehen. Sie schlüpfte zum Fenster hinaus, und nach zwei Schritten über das abschüssige Dach stand sie in der Rinne. Es ächzte und knackte widerwillig unter den Füßchen, die tapfer vorwärts trippelten — rechts nicht der mindeste

Halt, und links eine gähnende Tiefe von vier Stockwerken — wenn das die Mutteraugen gesehen hätten! — aber es ging vortrefflich. Noch ein Hinaufklettern auf das bedeutend höhere Dach, dann ein Sprung über das Geländer, und das Kind stand mit glühenden Wangen und leuchtenden Augen mitten unter den Blumen und sah über die anderen Gebäude hinaus in die weite weite Welt, auf die ein purpurglühender Abendhimmel niederstrahlte.

Auf dem runden Tischchen lagen auch verschiedene Zeitungen, und auf einer derselben las das Kind im Vorüberschreiten lächelnd den Titel: „Die Gartenlaube.“ Eine Gartenlaube, ja, die paßte freilich prächtig hierher, wo es hell und sonnig war, und wo eine so reine, frische Luft wehte!

Und nun stand das kleine Mädchen da und blickte schüchtern durch die Glasscheiben, die vielleicht noch nie ein Kindergesicht wiedergespiegelt hatten. . . . Wuchsen denn die Epheuzweige durch das Dach und rankten sich da drinnen in dem großen Zimmer weiter? Von der Wandbekleidung konnte man nichts sehen, sie war völlig überstrickt von Gezweig, aber in kleinen Zwischenräumen traten Postamente aus der Wand hervor, auf denen große Gipsbüsten standen — eine merkwürdige Ver-

ſammlung ernſter, bewegungsloſer Köpfe, die ſich le
tend und geiſterhaft abhoben von dem kräftigen G
der Blätterwand. Sie ließen es ſich ſchweigend ge
len, daß die Epheuranken Allotria trieben und ſich
quer um die Bruſt des Einen, und dort als Kranz
eines Anderen ernſte Stirne ſchlangen. Die Muthwi
gen machten es ja mit den Fenſtern nicht beſſer;
hingen wie eine grüne Wolke verdunkelnd über den V
hängen, und doch waren dieſe zwei Fenſter zwei prä
tige Landſchaftsbilder, ſie ließen draußen die Straße
bächer weit unter ſich und faßten da drüben den herb
lichen bunten Wald auf dem Bergrücken und die fahl
Streifen der Stoppelfelder in ihren Rahmen.

Unter den Fenſtern ſtand ein Flügel. Die al
Mamſell, genau ſo gekleidet wie geſtern, ſaß davor, un
ihre zarten Hände griffen mit gewaltiger Kraft in d
Taſten. Das Geſicht ſah etwas verändert aus; ſie tru
eine Brille, und ihre geſtern ſo ſchneebleichen Wange
waren geröthet.

Die kleine Felicitas war leiſe eingetreten und ſtan
in dem Bogen, welchen der Vorbau bildete. . . . Fühlt
die alte Dame die Nähe eines menſchlichen Weſens,
oder hatte ſie ein Geräuſch gehört — ſie brach plötz
lich mitten in einem rauſchenden Accorde ab, und ihre

großen Augen richteten ſich ſofort über die Brille hinweg auf das Kind. Wie ein elektriſcher Schlag fuhr es durch die ſchwächliche Geſtalt der Einſamen, ein leiſer Schrei entfloh ihren Lippen; ſie nahm mit der zitternden Rechten die Brille ab und erhob ſich, während ſie ſich auf das Inſtrument ſtützte.

„Wie kommſt Du hierher, mein Kind?“ fragte ſie endlich mit unſicherer Stimme, die jedoch trotz des Schreckens ſanft und mild blieb.

„Ueber die Dächer,“ verſetzte das ängſtlich gewordene kleine Mädchen beklommen und zeigte mit der Hand zurück nach dem Hofe.

„Ueber die Dächer? — Das iſt unmöglich. Komm' her, zeige mir, wie Du gegangen biſt.“ Sie faßte die Hand des Kindes und trat mit ihm auf die Galerie. Felicitas deutete auf das Manſardenfenſter und nach den Rinnen. Die alte Dame ſchlug entſetzt die Hände vor das Geſicht.

„Ach, erſchrecken Sie ja nicht!“ ſagte Felicitas mit ihrer lieblich unſchuldigen Stimme. Es ging wirklich ganz gut. Ich kann klettern wie ein Junge, und Doctor Böhm ſagt immer, ich ſei ein Fleberwiſch und hätte keine Knochen.“

Die alte Mamſell ließ die Hände vom Geſichte

fallen und lächelte — es lag noch ſo viel Anmuth i
dieſem Lächeln, das zwei Reihen ſehr ſchöner, weiß
Zähne ſehen ließ. Sie führte die Kleine in das Zim
mer zurück und ſetzte ſich in einen Lehnſtuhl.

„Du biſt die kleine Fee, gelt?“ ſagte ſie, indem
Felicitas an ihre Kniee heranzog. „Ich weiß es, wen
Du auch nicht auf roſa Gazewolken zu mir hereing
flogen biſt. . . . Dein alter Freund Heinrich hat m
heute Mittag von Dir erzählt.“

Bei Heinrich's Namen kam die ganze Wucht de
Leides wieder über das Kind. Wie heute Morgen ſtieg
eine glühende Röthe in die Wangen, und Groll und
Weh zogen jene herben Linien um den kleinen Mund,
die über Nacht den Ausdruck des Kindergeſichts zu einem
völlig anderen gemacht hatten. . . . Den Augen der
alten Mamſell entging dieſe plötzliche Veränderung nicht.
Sie nahm ſchmeichelnd das Geſicht des kleinen Mädchens
zwiſchen ihre Hände und bog es zu ſich herab.

„Siehſt Du, mein Töchterchen,“ fuhr ſie fort, „ſeit
vielen Jahren kommt der Heinrich allſonntäglich herauf
zu mir, um Verſchiedenes für mich zu beſorgen. . . E
weiß, daß er nie gegen mich erwähnen darf, was ſi
drunten im Vorderhauſe ereignet, und bisher hat
auch nie dies Gebot überſchritten. . . Wie lieb m

Die kleine Fee haben, daß er plötzlich gegen meinen ſtreng ausgeſprochenen Wunſch handeln konnte!“

Die trotzigen Augen des Kindes ſchmolzen.

„Ja, er hat mich lieb — ſonſt Niemand,“ ſagte ſie, und ihre Stimme brach.

„Sonſt Niemand?“ wiederholte die alte Dame, während ihr unausſprechlich ſanfter Blick ernſt liebevoll auf dem Geſichte der Kleinen ruhte. „Weißt Du denn nicht, daß Einer da iſt, der Dich immer lieb haben wird, auch wenn ſich alle Menſchen von Dir abwenden ſollten? . . . Der liebe Gott —“

„O, der will mich ja gar nicht, weil ich ein Spielerskind bin!“ unterbrach Felicitas die Sprecherin mit ausbrechender Heftigkeit, „Frau Hellwig hat heute Morgen geſagt, meine Seele ſei ſo wie ſo verloren, und Alle drunten im Vorderhauſe ſagen, er habe meine arme Mama verſtoßen, ſie ſei nicht bei ihm. . . Ich habe ihn aber auch nicht mehr lieb — ganz und gar nicht, und ich will auch nicht zu ihm wenn ich geſtorben bin — was ſoll ich denn dort, wo meine Mama nicht iſt?“

„Gerechter Gott, was haben dieſe Grauſamen mit ihrem ſogenannten chriſtlichen Glauben aus Dir gemacht, armes Kind!“

Die alte Dame erhob ſich haſtig und öffnete eine

Seitenthüre. Es war dem Kinde, als umflatterten hier weiße Wölkchen des Himmels sein Haupt. Ueber das in einer Ecke stehende Bett, über Thüren und Fenster flossen weiße Mullvorhänge herab. Die blaßgrüne Wand des kleinen Gemachs tauchte nur in einzelnen schmalen Streifen zwischen dem wolkigen Gewebe auf. — Welch' ein Contrast zwischen diesem kleinen Raume, so frisch und makellos rein, wie der Gedanke, der aus einer gesunden, unbefleckten Seele kommt, und jenem düsteren Boudoir, drunten im Vorderhause, in welchem Frau Hellwig während der frühen Morgenstunden auf dem Betstuhle kniete, auf jenem Betstuhle, dessen gestickte Polster wohl für die grausigen Marterwerkzeuge, nirgends aber für ein Symbol des Friedens und der Versöhnung Raum hatten.

Auf dem Nachttische, neben dem Bette, lag eine große, vielgebrauchte Bibel. Die alte Dame schlug sie mit sicherer, kundiger Hand auf und las laut und tiefbewegt: „Wenn ich mit Menschen- und Engelszungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle.“ Und sie las weiter und weiter und schloß mit dem Verse: „Die Liebe höret nimmer auf, so doch die Weissagungen aufhören werden, und die Sprachen aufhören werden, und das Erkenntniß aufhören wird.“

„Und dieſe Liebe kommt von ihm, ja Gott iſt e Liebe ſelbſt," ſagte ſie und legte ihren Arm um Schultern des Kindes. „Deine Mama iſt ſein d, wie wir Alle, und ſie iſt eingegangen zu ihm, n ‚die Liebe höret nimmer auf.' . . Suche ſie ge= t da droben, und wenn Du Nachts aufblickſt zum mel mit ſeinen Millionen wundervoller Sterne, ſo e Du feſt und ſicher: ‚Neben einem ſolchen Himmel t es keine Hölle!' . . . Und nun haſt Du ihn auch er lieb, gelt, recht von Herzen lieb, meine kleine ?"

Das Kind antwortete nicht, aber es ſchlang leiden= ftlich beide Arme um die milde Tröſterin, und ein er Thränenſtrom ſtürzte aus ſeinen Augen. —

Zwei Tage darauf hielt ein Wagen vor dem Hell= l'ſchen Hauſe. Die Wittwe ſtieg ein mit ihren zwei nen, um ihnen das Geleit bis zur nächſten Stadt zu en. Johannes ging nach Bonn, um Medicin zu dieren, zuvor aber ſollte er Nathanael demſelben In= te übergeben, in welchem er erzogen worden war.

Heinrich ſtand breitſpurig und behaglich in der offe= t Hausthüre neben Friederike und ſah dem Wagen h, der langſam und ſchwerfällig über das holprige aſter des Marktplatzes hinſchwankte. Es zog etwas

wie ein leiſer Pfiff über ſeine geſpitzten Lippen — bei ihm ſtets das Anzeichen einer wohligen Stimmung — und beide Daumen ſteckten feſt eingeklemmt in den gewaltigen Fäuſten, was der Volksmund ungefähr in die Worte überſetzt: „Herr, behüte uns, daß das Unheil nicht wiederkehre!“

„Da können nun ſo ein halb Mandel Jährchen vergehen, bis wir den Einen oder den Anderen wieder in's Haus kriegen,“ ſagte er ſeelenvergnügt zu Friederike, die ſich pflichtſchuldigſt mit dem Schürzenzipfel über die Augen fuhr.

„Und das iſt Dir wohl ganz recht, Du Dickkopf?“ fuhr ſie ihn an. „Ein ſchöner Dank für das Trinkgeld, das Du vom jungen Herrn gekriegt haſt!“

„Geh' in Deine Küche — auf dem Heerde liegt das Zeug noch; ich rühr's mit keinem Finger an! Kann Dir meinetwegen einen rothen Rock und gelbe Schuhe zum Vogelſchießen dafür kaufen.“

„Ach, Du gottheilloſer Menſch! . . . Einen rothen Rock und gelbe Schuhe, wie Eine, die auf dem Seil tanzt!“ rief die alte Köchin erbittert. „Na, es iſt nur gut, daß man weiß, warum Du ſo wüthend biſt — der junge Herr hat Dir's heute Morgen gut gezeigt!“

„I, was Du nicht Alles weißt!“ warf der Haus-

recht gleichmüthig ein. Er steckte die Hände in die Seitentaschen seines Rockes, zog die Schultern in die Höhe und pflanzte sich noch breiter auf die Schwelle, als bisher. Diese Haltung empörte Friederikens Gemüth stets bis zur Leidenschaft, denn es lag die äußerste Verachtung dessen d'rin, was sie sagte.

„Hat der Mensch da zwanzig Thaler Lohn und höchstens fünfzig Thaler in der Sparcasse", fuhr sie giftig fort, „und stellt sich vor seine reiche Herrschaft hin wie der Großmogul und spricht: ‚Geben sie mir das fremde Kind, ich bringe es bei meiner Schwester unter, es soll Ihnen keinen Heller, kosten' und — "

„Und da hat der junge Herr geantwortet," ergänzte Heinrich, indem er das Gesicht langsam der Erzürnten zuwendete: „‚das Kind ist in den besten Händen, Heinrich; es bleibt bis zu seinem achzehnten Lebensjahre unter allen Umständen hier im Hause, und Du wirst Dich nicht unterstehen, es je zu bestärken, wenn es widerspenstig gegen meine Mutter ist; und — solltest Du einmal wieder die alte Küchenhexe draußen beim Horchen ertappen, so nag'le sie ohne Gnade am Ohrläppchen auf der Thüre fest.' Was meinst Du denn, Friederike, wenn ich jetzt —" er hob den Arm, und die alte Köchin floh schimpfend in die Küche.

Neun Jahre waren an dem ſtattlichen Hauſe auf dem Marktplatze vorübergeſtrichen; aber weder auf die eiſenfeſten Mauern, noch in das Frauenprofil am wohlbekannten Fenſter des Erdgeſchoſſes hatten ſie einen Zug des Verfalles zu zeichnen vermocht. . . . Vielleicht ſahen die Drachenköpfe hoch oben am Dache für den aufmerkſamen Beſchauer etwas mitgenommen aus — kein Wunder, wenn auch Drachenköpfe, weinten ſie doch Jahr aus, Jahr ein mit dem Himmel und goſſen ſeine Thränenſtröme auf das Pflaſter; nachher kam wieder die Sonne und durchglühte ſie: ſolcher Wechſel verändert die Phyſiognomie. Die Frau da drunten aber ſtand auf dem Boden der ſtarren Ueberzeugung, auf dem hohen Piedeſtal der eigenen Unfehlbarkeit — in dieſer wandelloſen, eiſigkalten Region giebt es keinen Zweifel, keine Kämpfe, kein inneres Ringen, daher die äußere Verſteinerung, die man eine gute Conſervation zu nennen pflegt.

Eine auffallende Veränderung zeigte das alte Haus aber doch: die Rouleaux in der großen Erkerſtube des erſten Stockes waren ſeit einigen Wochen ſtets aufgerollt, und Blumentöpfe ſtanden auf den Fenſterſimſen. Der

Blick der Vorübergehenden suchte pflichtschuldigst nach Hie vor zuerst das Fenster mit dem Asclepiasstocke, und Frau Hellwig konnte der ehrerbietigen Grüße stets sicher sein, aber dann huschten die Augen verstohlen hinauf nach dem Erker. Dort, inmitten der steinernen Fensterumfassung, erschien häufig ein reizendes Frauengesicht von förmlich blendender Frische, ein Kopf voll aschblonder Locken, mit blauen Taubenaugen, die fast kinderhaft groß und rund in die Welt schauten, und dieser Kopf saß auf einem blühenden Leibe vom schönsten Ebenmaße, den meist ein weißes Mullkleid umhüllte. Manchmal, freilich nicht oft, erhielt das liebliche Bild im Fensterrahmen aber auch eine entstellende Zugabe — eine Kindergestalt war dann auf einen Stuhl geklettert und sah neugierig über die Schultern der Dame hinunter auf den Marktplatz; es war ein armes, durch die Scrophelkrankheit furchtbar entstelltes Köpfchen; die Hand, welche das spärliche, weißblonde Haar so sorgfältig in zierliche Ringel kräuselte, machte sich vergebliche Mühe — unter dem künstlichen Lockenbau trat die Häßlichkeit des fahlen, aufgedunsenen Gesichtchens nur um so grotesker hervor, und der stets höchst elegante Anzug war auch selten geeignet, die unförmliche Taille und die aufgetriebenen Gelenke des Kindes zu verbergen.

Allein bei allem Contraſte in der äußeren Erſcheinung waren beide doch Mutter und Kind, und um des Letzteren willen waren ſie nach Thüringen gekommen.

Innerhalb der letztverfloſſenen neun Jahre nämlich hatte ein Ingenieur ſeine Wünſchelruthe ziemlich nahe dem Weichbilde der Stadt X. ſpielen laſſen; der modernde Moſesſtab hatte dem Boden einen bitteren Quell entlockt, der an der Luft, wenn auch nicht zu Gold und Silber, ſo doch zu ſehr ſchätzenswerthen Salzkryſtallen erhärtete. Das war ein Fingerzeig für die Bewohner von X. Sie etablirten ein Soolbad, das im Verein mit dem ausgezeichneten Renommée der Thüringer Luft ſehr bald Hülfeſuchende aus aller Herren Länder herbeizog.

Die junge Dame war auch in die Stadt gekommen, um ihr Kind in der Salzfluth zu baden, und zwar auf Anrathen des Profeſſors Johannes Hellwig in Bonn. — Ja, die Frau da drunten hinter dem Asclepiasſtocke hatte viel für ihren Sohn gethan! Sie hatte es durchgeſetzt, daß er frühzeitig unter das Regiment des ſtrenggläubigen Verwandten am Rhein gekommen war; ſie hatte es nie geduldet, daß er während ſeines ſiebenjährigen Fernſeins auch nur ein einziges Mal auf Ferien nach Hauſe kommen durfte; ſie hatte jeden Morgen

pünktlich und regelrecht seinen Namen auf dem Betstuhle genannt und war nie müde geworden, die Zahl und Beschaffenheit seiner Hemden von der Ferne aus streng zu controliren — und da war er nun auch ein berühmter Mann geworden.

Es würde übrigens dem jungen Professor bei all' seiner Berühmtheit und Wohlerzogenheit schwerlich gelungen sein, einen seiner Patienten in der geschonten Erkerstube seiner Mutter unterzubringen, wären nicht seine beiden Schützlinge Tochter und Enkelin jenes strenggläubigen Verwandten am Rhein gewesen, auf welchen Frau Hellwig große Stücke hielt. Nebenbei hatte auch die schöne junge Frau den Vorzug eines hübschen Titels — sie war die Wittwe eines Regierungsrathes in Bonn. Es konnte der Welt gegenüber ganz und gar nichts schaden, wenigstens eine kleine Regierungsräthin in der Familie zu haben, da Herr Hellwig sich stets starrköpfig geweigert hatte, seine Gattin zu einer Frau Commissionsräthin oder dergleichen zu machen.

Frau Hellwig saß am Fenster auf der Estrade. Man hätte meinen können, die Zeit sei auch spurlos an dem feinen, schwarzen Wollkleide, an Kragen und Manschetten vorübergegangen; bis auf die kleine Nadel, die den Kragen unter dem Kinne zusammenhielt, war der

Anzug genau derselbe, wie wir ihn am ersten Abend an der großen Frau kennen gelernt haben. Nur erschien die Büste voller; die engen Aermel umschlossen drall die starken Oberarme, und der Schneider hatte, vielleicht heimlicherweise, den Rock faltenreicher um die plumpe, sehr ungraciöse Taille gereiht ... Ihre großen weißen Hände lagen mit dem Strickzeuge feiernd im Schooße — sie hatte in diesem Augenblicke Wichtigeres zu thun.

An der Thüre, in sehr ehrerbietiger Entfernung, stand ein Mann; seine schmale Gestalt steckte in einem abgeschabten Rocke, und die Hand, die er öfter beim Sprechen hob, war voller Schwielen. Er sprach leise und stockend — war es doch so unheimlich still im Zimmer; nur das Ticken der Wanduhr begleitete seinen Vortrag. Aus dem Munde der gestrengen Frau kam kein ermuthigendes Wort, ja, es schien, als fehle dieser regungslosen Gestalt sogar der Athemzug, als könne der starre, unbewegliche Blick stets und immer nur das eine Ziel haben — das ängstliche, blasse Gesicht des Mannes, der endlich erschöpft schwieg und sich mit seinem kattunenen Taschentuche den Schweiß von der Stirne wischte.

„Sie sind an die Unrechte gekommen, Meister

ienemann," ſagte Frau Hellwig nach einer abermaligen
uſe kalt. „Ich zerſplittere mein Geld nicht in ſo
ne Capitalien."

„Ach, Madame Hellwig, ſo iſt's ja auch gar nicht
neint; ich werde doch nicht ſo unbeſcheiden ſein!"
gegnete der Mann lebhaft und trat einen Schritt
her. „Aber Sie ſind bekannt als eine wohlthätige
ame, denn Sie ſammeln Jahr aus, Jahr ein für die
men und ſtehen ſo oft im Wochenblatte mit Lotterieen
d dergleichen, und da wollte ich nur bitten, mir für
ı halbes Jahr gegen Zinſen das Capitälchen von
nfundzwanzig Thalern aus dem Geſammelten vorzu-
ecken."

Frau Hellwig lächelte — der Mann wußte nicht,
ß dies ein Todesurtheil für ſeine Hoffnung war.

„Ich könnte beinahe denken, es ſei nicht ganz richtig
i Ihnen, Meiſter Thienemann — dieſe Zumuthung
wirklich neu!" ſagte ſie beißend. „Allein ich weiß
daß Sie ſich um die Beſtrebungen der Gläubigen für
heilige Kirche nicht kümmern, und deshalb will ich
nen ſagen, daß von den dreihundert Thalern, die
genwärtig disponibel in meinen Händen ſind, nicht
ı Heller hier in der Stadt bleibt. Ich habe es für die
iſſion geſammelt — es iſt heiliges Geld, beſtimmt zu

einem Gott wohlgefälligen Werke, nicht aber, um Leute zu unterstützen, die arbeiten können."

„Madame Hellwig, an Fleiß lass' ich's nicht fehlen!" rief der Mann mit halberstickter Stimme. „Aber die Krankheit hat mich in's Elend gebracht. . . . Du lieber Gott, wie noch bessere Zeiten für mich waren, da hab' ich über Feierabend Kleinigkeiten gearbeitet und hab' sie in Ihre Lotterieen gegeben, weil ich dachte, sie kämen unseren Armen zugute, und nun geht das Geld hinaus in die weite Welt, und bei uns giebt's doch auch Viele, die keinen Schuh an den Füßen und im Winter kein Scheit Holz auf dem Boden haben."

„Ich verbitte mir alle Anzüglichkeiten! . . . Wir thun übrigens hier auch Gutes, aber mit Auswahl, Meister Thienemann. . . . Solche Männer, die im Handwerkervereine Vorträge voller Irrlehren mit anhören, bekommen natürlich nichts. Sie thäten auch besser, bei Ihrer Hobelbank zu stehen, als daß Sie in die Sterne und in die Steine gucken und behaupten, es sei da auch Vieles anders, als die heilige Schrift ausfage. . . . Ja, ja, dergleichen gotteslästerliche Reden kommen uns schon zu Ohren, und wir merken sie uns fleißig für vorkommende Fälle. . . . Sie kennen nun meine Ansicht und haben bei mir gar nichts zu hoffen."

Frau Hellwig wandte sich ab und sah zum Fenster hinaus.

„Lieber Gott, was muß man sich doch Alles sagen lassen, wenn man in Noth ist!“ seufzte der Mann. „Das verdanke ich meiner Frau; sie hat nicht geruht, bis ich in dies Haus gegangen bin.“

Er sah noch einmal nach dem zweiten Fenster des Zimmers, und als ihm auch von dort her weder Hülfe noch ein tröstendes Wort kam; ging er zur Thüre hinaus. Der letzte Blick des armen Handwerkers hatte der Regierungsräthin gegolten, die Frau Hellwig gegenüber saß. War je eine weibliche Erscheinung geeignet, eine frohe Hoffnung in dem Herzen Hülfsbedürftiger zu erwecken, so war es jene rosige Gestalt im duftigen, fleckenlos weißen Kleide. Die weichen Linien des Profils, der Glorienschein der hellen Locken über der Stirne, die blauen Augen, das Alles machte den Gesammteindruck eines Engelskopfes — für den aufmerksamen Beobachter jedoch den eines gemeißelten; denn während mehr als einmal das Roth der Entrüstung über Frau Hellwig's Stirne geflogen war, und der Bittende so beweglich in Stimme und Geberden seine sorgenvolle Angst an den Tag gelegt hatte, war von jenem lieblichen Oval auch nicht einen Augenblick der

Ausdruck lächelnder Ruhe gewichen. Der schöne Busen hob und senkte sich in gleichmäßigen Athemzügen; die halbgestickte Rose unter ihren Fingern hatte sich während der kleinen Scene um ein Blatt vermehrt, und das strengste Auge würde an den sorgfältig abgezählten Kreuzstichen auch nicht den geringsten Makel entdeckt haben.

„Du hast Dich doch nicht geärgert, Tantchen?“ fragte sie aufblickend mit lieblich schmeichelnder Stimme, als der Meister das Zimmer verlassen hatte. „Mein seliger Mann stand auch mit diesen Fortschrittlern stets auf sehr gespanntem Fuße, und das Vereinswesen war ihm ein Gräuel. . . . Ah, sieh' da, Caroline!“

Bei diesem Ausrufe winkte sie nach der Küchenthüre. Dort war schon längst, noch während der Anwesenheit des Tischlermeisters, ein junges Mädchen leise und geräuschlos eingetreten. . . . Wer vor vierzehn Jahren die schöne junge Frau des Taschenspielers vor den Gewehrläufen der Soldaten hatte stehen sehen, der mußte unwillkürlich erschrecken bei dieser wiedererstandenen Erscheinung. Es waren dieselben Körperformen, wenn auch zarter und mädchenhafter und hier in einen groben, dunklen Stoff gehüllt, während jenes unglückliche Weib der gleißende Schimmer theatralischen Pompes umgeben hatte. Es waren dieselben tadellosen Linien

des Kopfes mit der perlmutterweißen, schmalen Stirne und den unmerklich herabgesenkten Mundwinkeln, die dem Gesicht einen hinreißenden Ausdruck leiser Schwermuth verliehen. Bei jener Unglücklichen hatte der thränenvolle Blick aus dunkelgrauen Augensternen diesen Ausdruck vollendet; das junge Mädchen dagegen hob in diesem Momente die schwarzbewimperten Lider, und ein Paar brauner, leuchtender Augen wurden sichtbar. Sie zeugten von einer Seele, die sich nicht überwunden gab, die sich nicht hatte beugen lassen zu widerstandsloser Duldung; es lag Kraft und Opposition in diesem Blicke — rollte doch auch polnisches Blut in den Adern dieses jungen Geschöpfes, ein versprengter Tropfen jenes edlen, heißen Stromes, der sich immer wieder erhebt zu erfolgloſem Kampfe gegen die Uebermacht.

Wir wissen jetzt, daß das an der Thür stehende junge Mädchen Felicitas ist, wenn sie auch nothgedrungen auf den simplen Namen Caroline hört — den „Comödiantennamen“ hatte Frau Hellwig sofort bei Beginn ihrer Selbstherrschaft „zu dem Theaterplunder in die Dachkammer geworfen.“

Felicitas näherte sich der Herrin des Hauses und legte ein bewunderungswürdig gesticktes Battisttaschentuch auf den Nähtisch derselben. Die Regierungsräthin griff hastig danach.

„Soll das auch verkauft werden zum Besten der Missionscasse, Tante?“ fragte sie, während sie das Tuch entfaltete und die Stickerei prüfte.

„Je nun, freilich,“ versetzte Frau Hellwig; „Caroline hat es ja zu diesem Zwecke arbeiten müssen — sie hat lange genug damit getrödelt. Ich denke, drei Thaler wird es doch wohl werth sein.“

„Vielleicht,“ meinte die Regierungsräthin achselzuckend. „Woher haben Sie denn die Zeichnung zu den Ecken, liebes Kind?“

Ein leises Roth stieg in Felicitas' Gesicht. „Ich habe sie selbst entworfen,“ antwortete sie mit leiser Stimme.

Die junge Wittwe sah rasch auf. Ihr blaues Auge veränderte sich für einen Moment — es schillerte fast in's Grünliche

„So, selbst entworfen?“ wiederholte sie langsam. „Nehmen Sie mir's nicht übel, Kindchen, aber das ist eine Kühnheit, die ich mit dem besten Willen nicht fasse. Wie kann man nur so etwas wagen ohne die erforderlichen Kenntnisse! . . . Das ist echter Battist, der Tante kostet dies Stück mindestens einen Thaler — es ist verdorben durch die stümperhafte Zeichnung.“

Frau Hellwig fuhr heftig empor.

Ach, sei nicht böse auf Caroline, liebe Tante, sie hat es gewiß nur gut gemeint," bat begütigend mit sanfter Stimme die junge Dame. „Vielleicht läßt es sich doch noch verwerthen. . . . Sehen Sie, liebes Kind, ich habe mich grundsätzlich nie mit Zeichnen abgegeben, der Stift in der weiblichen Hand gefällt mir nicht, aber nichtsdestoweniger habe ich ein sehr, sehr scharfes Auge für eine fehlerhafte Zeichnung. . . . Gott im Himmel was ist das für ein monströses Blatt hier!"

Sie zeigte auf ein längliches Blatt, dessen Spitze umgebogen war, und das sich in täuschenden Umrissen abhob von dem durchsichtigen Gewebe. Felicitas erwiderte kein Wort, doch sie preßte die zarten Lippen auf einander und sah fest in das Gesicht der Tadlerin. . . . Die Regierungsräthin wandte sich hastig ab und legte die rechte Hand über die Augen.

„Ach, liebes Kind, jetzt hatten Sie wieder einmal Ihren stechenden Blick!" klagte sie. „Es schickt sich wirklich nicht für ein junges Mädchen in Ihren Verhältnissen, Andere so herausfordernd anzusehen. Denken Sie nur an das, was Ihnen Ihr wahrer Freund, unser guter Secretair Wellner, immer sagt: ‚Hübsch demüthig, liebe Caroline!' . . . Sehen Sie, da haben Sie nun gleich wieder einen verächtlichen Zug um den Mund —

das könnte Einen beinahe ärgern! . . . Wollen Sie sich denn wirklich auf die Romantische spielen und das Anerbieten dieses Ehrenmannes hartnäckig zurückweisen, weil — Sie ihn nicht lieben? . . . Lächerlich! Da wird schließlich mein Vetter Johannes doch einen Machtspruch thun müssen!"

Wie mußte sich das junge Mädchen in der Selbstbeherrschung geübt haben! Bei den letzten Worten der Regierungsräthin fuhr sie empor; man sah, wie ihr das rebellische Blut nach dem Kopf stürmte; das plötzlich hoch empor gerichtete Haupt erhielt einen Augenblick etwas Dämonisches durch den Ausdruck des Hasses und der Verachtung. Dennoch sagte sie gleich darauf ruhig und kalt: „Ich werde es darauf ankommen lassen."

„Wie oft soll ich Dich denn noch bitten, Adele, diesen widerwärtigen Handel nicht mehr zu berühren!" sagte Frau Hellwig erbittert. „Bildest Du Dir denn ein, in wenig Wochen diesen Starrkopf, dieses Stück Holz zu brechen, nachdem ich's neun Jahre umsonst versucht habe? Sobald Johannes kommt, wird die Sache ein Ende nehmen, und ich mache meine drei Kreuze. . . . Jetzt geh' und hole mir Hut und Mantille," herrschte sie Felicitas zu. „Ich hoffe zu Gott, daß diese Stümperei," sie warf das Taschentuch verächtlich bei Seite,

„die letzte ist, die Du Dir in meinem Dienste hast zu Schulden kommen lassen!“

Felicitas ging schweigend hinaus. Bald darauf schritten Frau Hellwig und ihr Gast über den Marktplatz. Die schöne Frau führte ihr krankes Kind mütterlich zärtlich an der Hand. Verschiedene Köpfe fuhren aus den Fenstern und sahen der reizenden Erscheinung nach, die für Alle ein sanftes, kinderfrohes Lächeln hatte. Rosa, ihr Dienstmädchen, und Friederike folgten mit Körben am Arme; das Abendbrod sollte draußen im Garten gegessen werden, zugleich wollte man Kränze und Guirlanden binden. Morgen wurde der junge Professor nach neunjähriger Abwesenheit im Elternhause erwartet, und obgleich Frau Hellwig über die „Alfanzereien“ brummte, ließ es sich die Regierungsräthin doch nicht nehmen, das Zimmer des Ankömmlings zum Willkommen zu schmücken.

11.

Heinrich schloß die Hausthüre, und Felicitas stieg die Treppe hinauf. Der schmale Gang mit seiner dumpfen, eingeschlossenen Luft, der sich da oben seitwärts abzweigte, wie lieb und traut umfing er das junge

Mädchen, das eilig hindurch schlüpfte! Dann kam ein stiller, abgelegener Vorplatz; auf schiefe Wände, ein plumpes, wurmzerfressenes Treppengeländer, das unten aus unheimlicher Dämmerung emporstieg, und auf eine uralte, mit steifgemalten Tulpen und ziegelrothen Rosen bedeckte Thür fiel hier ein falber Lichtschein, den bouteillengrüne Gläser hineinwarfen. Felicitas zog einen Schlüssel aus der Tasche und öffnete geräuschlos die Thüre, hinter welcher eine schmale, dunkle Treppe nach der Mansarde führte.

Das junge Mädchen hatte den halsbrechenden Weg über die Dächer nur ein einziges Mal machen müssen, von jenem Momente an war ihr der Eintritt in die abgeschiedene Klause der alten Mamsell unverwehrt. Während der ersten Jahre hatten sich ihre Besuche auf den Sonntag beschränkt; sie war dann in Heinrich's Begleitung hinaufgegangen. Nach ihrer Confirmation jedoch hatte ihr die alte Mamsell den Schlüssel zu der gemalten Thüre übergeben, und seitdem benutzte sie jeden freien Augenblick, um hinauf zu schlüpfen. . . . Sie führte sonach ein Doppelleben. Es war nicht nur äußerlich, daß sie dabei Höhe und Tiefe berührte, zwischen trüber Dämmerung und klarem Sonnenlichte wechselte — ihre Seele machte dieselbe Wandelung durch, und allmälig

war sie so erstarkt, daß zuletzt alle Schatten, alles Trübe der unteren Regionen hinter ihr blieben, sobald sie die schmale, dunkle Treppe hinaufstieg. . . . Unten handhabte sie Bügeleisen und Kochlöffel; ihre sogenannte Erholungszeit mußte sie ausfüllen mit Stickereien, deren Ertrag zu wohlthätigen Zwecken bestimmt war, wie wir bereits gesehen haben, und außer der Bibel und einem Gebetbuche wurde ihr jede Lectüre streng verweigert. In der Mansarde dagegen erschlossen sich ihr die Wunder des menschlichen Geistes. Sie lernte mit wahrer Begierde, und das Wissen der räthselhaften Einsamen da droben war wie ein unerschöpflicher Quell, wie ein geschliffener Diamant, dem nach jeder Richtung hin Funken entsprühen. . . . Außer Heinrich wußte Niemand im Hause um diesen Verkehr, die leiseste Ahnung seitens der Frau Hellwig würde ihm natürlicherweise sofort den Todesstoß versetzt haben. Trotzdem hatte die alte Mamsell dem Kinde stets eingeschärft, streng die Wahrheit zu sagen, wenn es jemals darum befragt werden sollte. Dazu kam es indeß niemals; Heinrich wachte treulich, er stand auf der Lauer und hatte Augen und Ohren offen.

Die dunkle Treppe war erklommen. Felicitas blieb horchend vor einer Thüre stehen, schob einen kleinen Schieber an derselben seitwärts und blickte lächelnd hin-

ein. Da d'rin ging es toll zu — es war ein seltsames Gemengsel von Singen, Piepen und Schreien. Inmitten des Raumes erhoben sich zwei Tannen; die Wände entlang liefen Bosquets, wie sie ein Garten nicht frischer aufweisen konnte, und auf dem Gezweige hauste ein lustiges Vogelgesindel. Das war das Lebendige, das sich die alte Mamsell in ihre stille Einsiedelei heraufgeholt hatte. Die kleinen melodischen Kehlen sangen zwar immer die nämlichen Weisen, aber dafür hatten sie auch nicht jene unselige Wandelung der Menschenzunge, die heute „Hosiana" und morgen „Kreuzige" ruft.

Felicitas schloß den Schieber und öffnete eine zweite Thüre. Der Leser hat bereits vor Jahren einen Blick in diesen epheuumsponnenen Raum geworfen, er kennt die Versammlung ernster Köpfe, die sich an den Wänden hinreiht, aber er weiß nicht, daß sie in innigem Zusammenhange stehen mit jenen großen, in rothen Maroquin gebundenen Büchern, welche dort in einem altväterischen Glasschranke aufgeschichtet liegen. . . . Es ist eine gewaltige Fluth, die von jenen Stirnen ausgegangen — wer sie zu entfesseln versteht, der kennt keine Einsamkeit, kein Verlassensein. . . . Die großen Tonmeister verschiedener Zeiten waren es, welche in Bild und Werken das Asyl der alten Mamsell theilten, und wie sich die Epheu-

ranken vermittelnd und unparteiisch um alle Büsten schlangen, ebenso vorurtheilslos begeisterte sich die einsame Clavierspielerin an der altitalienischen, wie an der deutschen Musik. Der Glasschrank barg aber auch noch Schätze, die einen Autographensammler in Ekstase hätten versetzen können. Manuscripte und Handschriften jener gewaltigen Männer, die meisten von seltenem Werthe, lagen in Mappen hinter den Scheiben. Diese Sammlung war in früheren Jahren zusammengetragen worden, wo, wie die alte Mamsell lächelnd meinte, ihr Blut noch feurig durch die Adern gerollt sei, und hinter den Wünschen noch die Energie gestanden habe — manches vergilbte Blatt war mit bedeutenden Opfern und seltener Ausdauer errungen worden.

Felicitas fand die alte Mamsell in einem Zimmer hinter der Schlafstube. Sie kauerte auf einem Fußbänkchen vor einem geöffneten Schranke, und um sie her auf Stühlen und Fußboden lagen Rollen weißer Leinwand, Flanell und eine Menge jener kleiner Gegenstände, die das Menschenkind sofort nach seinem ersten Schrei beansprucht. Die alte Dame wandte den Kopf nach der Eintretenden. Ihre feinen Züge hatten sich merkwürdig verändert, und wenn sie auch jetzt eben lebhafte Freude ausdrückten, so konnten doch damit die Spuren des Verfalls nicht verwischt werden.

„Gut, daß Du kommſt, meine liebe Fee!“ rief ſie dem jungen Mädchen entgegen. „Bei Tiſchler Thienemanns kann aller Augenblicke der Storch in's Haus fliegen, wie mir eben die Aufwartefrau ſagte, und die Leute haben auch nicht das kleinſte Stückchen Wäſche für das arme Kindchen. . . . Unſer Vorrath iſt noch recht anſtändig, wir werden ein ganz hübſches Bündel zuſammenbringen, nur daran fehlt es“ — ſie ſetzte ein Mützchen von roſa Kattun auf ihre kleine Fauſt und hielt eine ſchmale, weiße Spitze daran. „Das könnteſt Du gleich fertig machen, Fee,“ fuhr ſie fort; „die Sachen müſſen auf jeden Fall heute Abend noch hingeſchafft werden.“

„Ach, Tante Cordula“, ſagte Filicitas, indem ſie Nadeln und Faden zur Hand nahm, „damit iſt den Leuten nicht allein geholfen — ich weiß ganz genau, Meiſter Thienemann braucht auch Geld, und zwar fünfundzwanzig blanke Thaler.“

Die alte Mamſell überlegte.

„Hm, es iſt ein wenig viel für meine gegenwärtigen Finanzen,“ meinte ſie, „aber es wird doch gehen.“

Sie erhob ſich mühſam. Felicitas reichte ihr den Arm und führte ſie nach dem Muſikzimmer.

„Tante,“ ſagte ſie plötzlich ſtehenbleibend, „die Frau

Thienemann hat sich vor Kurzem geweigert, Deine Wäsche zu besorgen, um es nicht mit Frau Hellwig zu verderben — hast Du nicht daran gedacht?"

„Ich glaube gar, Du willst Deine alte Tante auf's Eis führen!" rief die alte Mamsell bitterböse, aber der Schalk leuchtete aus ihren Augen. Sie fuhr leicht mit den Fingern über die Wange des jungen Mädchens. Beide lachten und schritten nach dem Glasschranke.

Dies schwerfällige, altväterische Meuble hatte auch seine Geheimnisse. Tante Cordula drückte auf eine harmlos scheinende Verzierung, und an der äußeren Seitenwand sprang eine schmale Thüre auf. Der sichtbar werdende Raum war die Bank der alten Mamsell, und in früheren Zeiten hatte er für Felicitas' Kinderaugen den Nimbus einer Christbescheerung gehabt; denn nur selten durfte sie einen scheuen, halbbefriedigten Blick auf all' die hier aufgespeicherten Kostbarkeiten und Raritäten werfen. Auf den schmalen Regalen lagen einige Geldrollen, Silberzeug und Schmucksachen.

Während die Tante eine Rolle anbrach und die Thaler bedächtig zählte, ergriff Felicitas eine in der dunkelsten Ecke stehende Schachtel und öffnete sie neugierig. Es lag ein goldener Armring, weich auf Watte gebettet, darin; kein edler Stein blitzte an dem Reifen,

allein er wog ſchwer in der Hand und mußte wohl maſſiv von Gold ſein. Was aber ganz beſonders an ihm auffiel, das war ſein Umfang — einer Dame wäre er ſicher über die Hand geglitten, er ſchien ſomit weit eher für das derbe Handgelenk eines kräftigen Mannes beſtimmt zu ſein. Nach der Mitte zu wurde er bedeutend breiter, und hier hatte der Grabſtichel in wundervoller Weiſe Roſen und feines Gezweig zu einem Medaillon in einander geſchlungen. Der Kranz umfaßte folgende Verſe:

„Swa zwei liep einander meinent
herzenlichen âne wanc
Und sich beidiu sô vereinent,“

Das junge Mädchen drehte den Ring nach allen Seiten und ſuchte eine Fortſetzung; denn wenn auch des Altdeutſchen nicht mächtig, überſetzte ſie doch mit Leichtigkeit den letzten Vers in die Worte: „Und ſich Beide ſo vereinen,“ — das war aber kein Schluß.

„Tante, kennſt Du das Weitere nicht?“ frug ſie, immer noch eifrig ſuchend.

Die alte Mamſell hielt den Finger auf einen eben hingelegten Thaler und ſah mitten im Zählen auf.

„O Kind, über was biſt Du da gerathen!“ rief ſie heftig — es lagen Unmuth, Schrecken und Trauer

zugleich in ihrer Stimme. Sie griff rasch nach dem Armbande, legte es mit bebender Hand in die Schachtel und drückte den Deckel darauf. Ein feiner, rother Fleck brannte plötzlich auf der einen Wange, und die gerunzelten Augenbrauen gaben ihrem Blicke etwas düster Brütendes — ein nie gesehener Anblick für das junge Mädchen. Ja, es schien fast, als versänke die Gegenwart völlig vor einer gewaltsamen Fluth plötzlich heraufbeschworener Erinnerungen, als wisse die alte Dame gar nicht mehr, daß Felicitas neben ihr stehe, denn nachdem sie mit fieberhafter Hast die Schachtel in die Ecke gestoßen hatte, ergriff sie einen daneben stehenden, mit grauen Papier beklebten Kasten und fuhr streichelnd und liebkosend mit der Rechten über die abgestoßenen Ecken desselben; ihre Züge wurden milder, sie seufzte und murmelte vor sich hin, während sie ihn gegen ihre eingesunkene Brust drückte: „Es muß vor mir sterben — und ich kann es doch nicht sterben sehen!“

Felicitas schlang ängstlich die Arme um die kleine schwächliche Gestalt, die in diesem Augenblicke wie hülf- und haltlos vor ihr stand. Es war zum ersten Male seit ihrem neunjährigen Verkehr, daß die Tante die Herrschaft über sich selbst verlor. So zart und hinfällig in der äußeren Erscheinung, hatte sie doch unter

allen Umständen einen merkwürdig starken Geist, eine unerschütterliche Seelenruhe gezeigt, die kein äußerer Anlaß aus dem Gleichgewichte zu bringen vermochte. Sie hatte sich mit jeder Faser ihres Herzens liebend an Felicitas angeschlossen und alle ihre Kenntnisse, ihren ganzen Schatz kerngesunder Lebensansichten in die junge Seele niedergelegt, aber vor ihrer Vergangenheit lagen heute noch, wie vor neun Jahren, Siegel und Riegel. Und nun hatte Felicitas in unvorsichtiger Hast an dies scheu verschlossene Stück Leben gerührt — sie machte sich die bittersten Vorwürfe.

„Ach, Tante, verzeihe mir!“ bat sie flehentlich — wie kindlich rührend konnte dies junge Mädchen bitten, das Frau Hellwig einen Starrkopf, ein Stück Holz genannt hatte!

Die alte Mamsell fuhr sich mit der Hand über die Augen.

„Sei still, Kind, Du hast nichts verbrochen, aber ich, ich schwatzte kindisch wie das Alter!“ sagte sie mit erloschener Stimme. „Ja, ich bin alt, alt und gebrechlich geworden! Früher, da biß ich die Zähne zusammen, die Zunge lag still dahinter, und ich stand stramm nach außen — das will nicht mehr gehen — es ist Zeit, daß ich mich hinlege.“

Sie hielt den kleinen, schmalen Kasten noch immer zögernd in den Händen, als ringe sie nach Muth, das ausgesprochene Todesurtheil jetzt gleich zu vollziehen. Allein nach einigen Augenblicken legte sie ihn rasch an seine frühere Stelle und schloß den Schrank. Und damit schien auch die äußere Ruhe zurückzukehren. Sie trat an den runden Tisch, der neben dem Schranke stand, und auf welchem sie das Geld hingezählt hatte. Als sei nicht das mindeste Störende vorgefallen, nahm sie die Rolle wieder auf und legte noch zwei Thaler zu den blanken Reihen.

„Das Geld wollen wir in ein sauberes Papier wickeln," sagte sie zu Felicitas — an ihrer Stimme hörte man freilich noch den schwer bekämpften inneren Aufruhr — „und das Päckchen in die kleine rothe Mütze stecken, da ist doch schon etwas Segen darin gewesen, ehe das junge Köpfchen hineinkommt . . . Und Heinrich soll heute Abend punkt neun Uhr auf seinem Posten sein — vergiß das ja nicht!"

Die alte Mamsell hatte nämlich auch ihre großen Eigenheiten — sie war lichtscheu, und zwar in ihren Thaten. Sie wurden, wie die Fledermäuse, erst mit der Nacht lebendig und klopften an die Höhlen der

Armuth, wenn die Straßen leer, und die Menſchenaugen müde waren ... Heinrich war ſeit langen Jahren die rechte Hand, von der die linke nicht wiſſen ſollte, was ſie thue; er trug die Unterſtützungen der alten Mamſell mit einer Schlauheit und Unſichtbarkeit in die armen Wohnungen, als könne er für dergleichen Wege ſeine ſchwerfällige Hausknechtshülle völlig abſtreifen — ſo kam es, daß Viele in der Stadt unwiſſentlich das Brod der alten Mamſell aßen, von der ſie die ungeheuerlichſten Dinge glaubten und nöthigenfalls beſchworen ... Das war gewiß eine ſchwer verſtändliche Eigenheit für jene frommen Seelen, die mit Inbrunſt das Bibelwort feſthalten, das da heißt: „Laſſet Euer Licht leuchten.“

Während Tante Cordula das Geld mit peinlicher Genauigkeit einpackte, öffnete Felicitas die Glasthüre, die nach der Galerie führte. Es war Ende Mai ... O du vielbeſungener Frühling, wie Wenige wiſſen um dein Walten im Thüringer Lande! Du biſt nicht jener blondlockige, ausgelaſſene Knabe des Südens, dem es wie Champagner durch die Adern brauſt, und deſſen Fußtapfen mühelos Orangenblüthen und Myrthen entſprießen. Hoheit liegt auf deiner Stirne, und um deine Lippen blüht das ruhige Lächeln tiefſinnigen Schaffens.

Du miſchest die Farben bedächtig und untermalst deine Bilder in langſamer Behaglichkeit; wir folgen deinen Pinſelzügen mit ſtiller Freude — ſie ſind nicht kühn und gewaltig, aber lieblich und voll ſinniger Grazie. Den bräunlich grünen Flaum, der ſich um die Bruſt der waldigen Berge legt, während droben noch unangetaſtet das Schneekrönchen auf ihrem Scheitel ſitzt, das feine, grüne Spitzengewebe junger Halme und Gräſer über braunen Erdſchollen und auf dem verdorrten vorjährigen Graswuchſe der Wieſen und Abhänge — das wandelst du allmälig und leiſe zu jungen Maienzweigen, zu Schneeglöckchen- und Veilchenſträußen, und nach ruhigem Ueberlegen und Behüten holſt du, wie der ſorgſame Gärtner, endlich die tauſendfältige Farbenpracht aus den geſchützten Gärten und legſt ſie auf Hecken, Wieſen und Raine. . . . Und der Hauch deines Mundes iſt jene herbkräftige Luft, die Nerven und Sehnen des Thüringer Menſchenkindes ſtählt, die ſein Herz empfänglich macht für das Lied, und es zähe ausdauern läßt im Feſthalten poetiſchen Aberglaubens, die ihm erhält ſeinen Sinn für das Recht, ſeine Neigung zur Oppoſition, ſein naiv treues Gemüth und — ſeine himmliſche Grobheit!

Weit da drüben löſten ſich die grünen Streifen

der Saatfelder wie breite Bänder vom Waldessaume ab und liefen thaleinwärts. Das jüngste Kirschbäumchen, wie der wilde, knorrige Birnbaum standen weißflockig und leuchtend an ihren Grenzen, auf verschiedenem Piedestal ein gleich jugendliches Haupt — eine Unparteilichkeit der Natur, die der Mensch vergeblich ersehnt. . . Auf der Brüstung der Galerie blühten Hyacinthen, Maiblumen und Tulpen, und zu beiden Seiten der Glasthüre standen mächtige Syringen- und Schneebällenbüsche in Kübeln.

Felicitas rückte den kleinen runden Tisch in den Vorbau und daneben den bequemen Lehnsessel der alten Mamsell. Sie legte eine frische Serviette auf und machte die kleine Kaffeemaschine zurecht; das noch zu vollendende Kinderzeug wurde daneben gelegt, und als es in der kleinen Messingkanne sang und zischte, und ein köstlicher Moccaduft auf die Galerie hinausströmte, da saß die alte Mamsell behaglich in ihrem Lehnstuhle und blickte träumerisch hinaus in die sonnenbeschienene Frühlingswelt.

Felicitas hatte ihre Arbeit wieder aufgenommen.

„Tante," sagte sie nach einer kleinen Pause, jedes ihrer Worte betonend, „er kommt morgen."

„Ja, mein Kind, ich weiß es aus der Zeitung; da

ſteht die Notiz aus Bonn: ‚Profeſſor Hellwig geht zu ſeiner Erholung auf zwei Monate nach Thüringen‘ . . . Er iſt ein berühmter Mann geworden, Fee!“

„Ihm mag ſein Ruhm leicht werden. Er kennt nicht die Qual, die das Mitleiden der Pflicht gegenüber verurſacht. . . . Er ſchneidet in das Fleiſch und in die Seelen ſeiner Mitmenſchen mit gleichem Behagen.“

Die alte Mamſell heftete erſtaunt ihren Blick auf Felicitas' Geſicht; dieſer Ton voll unſäglicher Bitterkeit war ihr neu.

„Hüte Dich, ungerecht zu werden, mein Kind!“ ſagte ſie nach einem momentanen Schweigen langſam und mit unbeſchreiblicher Milde.

Felicitas ſah raſch auf — ihre braunen Augen erſchienen in dieſem Augenblicke faſt ſchwarz.

„Ich wüßte nicht, wie ich es anfangen ſollte nachſichtiger über ihn zu denken,“ entgegnete ſie; „er hat ſich ſchwer an mir verſündigt, und ich weiß — ich würde es nie beklagen, wenn ihm ein Leid widerführe, und wenn ich ihm zu einem Glücke verhelfen könnte, ich würde keinen Finger bewegen —“

„Fee —“

„Ja, Tante, das iſt die Wahrheit! . . . Ich habe ſtets ein ruhiges Geſicht zu Dir heraufgebracht, weil

ich Dir und mir die kargen Stunden unſeres Beiſammenſeins nicht vergällen wollte; Du haſt oft an den Frieden meiner Seele geglaubt, während es in ihr ſtürmte. . . . Laſſe Dich in den Staub treten, täglich, ſtündlich — höre, wie Deine Eltern geſchmäht werden, wie man ſie Gottverfluchte nennt, denen Du alle Dir angedichteten Fehler verdanken ſollſt — fühle das Streben nach Höherem in Dir und laſſe Dich unter Hohnlachen hinabſtoßen in die ungebildete Sphäre, weil Du arm biſt und kein Recht haſt an höhere Bildung — ſiehe, wie dieſe Deine Peiniger den Nimbus der Frömmigkeit tragen und Dich ungeſtraft im Namen des Herrn geiſtig vernichten dürfen — und trägſt Du das Alles ruhig, empört ſich nicht jeder Blutstropfen in Dir, kannſt Du verzeihen, ſo iſt das nicht die Duldſamkeit eines Engels, ſondern die feige, ſclaviſche Unterwerfung einer ſchwachen Seele, die es verdient, das man ihr den Fuß auf den Nacken ſetzt!“

Felicitas ſprach feſt, mit tiefer, klangvoller Stimme. Welche Gewalt hatte dieſes merkwürdige, junge Geſchöpf über ſein Aeußeres! — kaum, daß es die Hand hob bei den leidenſchaftlichen Worten, die über ſeine Lippen ſtrömten.

„Der Gedanke, daß ich jenem Steingeſichte wieder

gegenüber stehen soll, regt mich mehr auf, als ich Dir sagen kann, Tante!“ fuhr sie nach einem tiefen Athemholen fort. „Er wird mit der Stimme ohne Herz und Seele Alles wiederholen, was er seit neun Jahren schriftlich an mir verbrochen hat. . . . Wie der grausame Knabe, der ein armes, geflügeltes Geschöpf am Faden flattern läßt, so hat er mich an dies schreckliche Haus gebunden und dadurch den letzten Willen des Onkels in einen Fluch für mich verkehrt. . . . Kann es etwas Grausameres geben, als seine Handlungsweise mir gegenüber? Ich durfte keine geistigen Fähigkeiten, kein weiches Herz, kein empfindliches Ehrgefühl haben — das Alles war unstatthaft bei einem Spielerskinde; seine schmachvolle Abkunft konnte nur gesühnt werden dadurch, daß es eine sogenannte Magd des Herrn werde, eines jener armen Geschöpfe mit möglichst engbegrenztem Gesichtskreise.“

„Nun, darüber sind wir hinausgekommen, mein Kind!“ sagte Tante Cordula mit einem feinen Lächeln. „Uebrigens wird jedenfalls mit seiner Ankunft ein Wendepunkt für Dich eintreten,“ fügte sie ernst hinzu.

„Nach verschiedenen Kämpfen sicher — Frau Hellwig gab mir heute den Trost, es werde dann Alles ein Ende haben.“

„Nun, und dann werde ich Dir nicht mehr zu

wiederholen brauchen, daß Du drunten ausharren müßtest, um den letzten Willen Deſſen zu ehren, der Dich in ſein Haus genommen und wie ein eigenes Kind geliebt hat. . . . Dann biſt Du völlig frei und wirſt die Pflegerin Deiner alten Tante vor aller Welt, und wir dürfen nicht mehr fürchten, aus einander geriſſen zu werden, denn Die drunten haben ſich ihres Rechtes begeben."

Felicitas ſah mit leuchtenden Augen auf, ſie ergriff raſch die kleine, welke Hand der alten Mamſell und zog ſie an ihre Lippen.

„Und denke nicht ſchlimmer von mir, Tante, ſeit Du tiefer als bisher in mein Inneres geſehen haſt," bat ſie mit weicher Stimme. „Ich liebe die Menſchen und habe eine ſehr hohe Meinung von ihnen, und wenn ich mich ſo energiſch gegen geiſtigen Tod gewehrt habe, ſo hat mich zum Theil auch der Gedanke angetrieben, in ihrem Kreiſe mehr zu ſein, als ein gewöhnliches Laſtthier. . . . Werde ich auch durch Einzelne mißhandelt, ſo bin ich doch weit entfernt, meine Anklage über die geſammte Menſchheit auszudehnen — ich habe nicht einmal Mißtrauen gegen ſie. . . . Dagegen bin ich nicht im Stande, meine Feinde zu lieben und Die zu ſegnen, die mir fluchen. Iſt das ein dunkler Punkt in meinem Charakter, ſo kann ich's nicht ändern, und, Tante

— ich will auch nicht, denn hier ist die haarscharfe Grenze zwischen Milde und Charakterlosigkeit!“

Tante Cordula schwieg und heftete den trüben Blick auf den Boden. . . . Hatte sie auch einen Moment in ihrem Leben, wo sie nicht oder nur mit unsäglicher Ueberwindung verzeihen konnte? . . . Sie ließ das Gespäch absichtlich fallen, nahm selbst Nadel und Faden zur Hand, und nun wurde ununterbrochen gearbeitet, und als der Abend hereindämmerte, war ein stattliches Bündel fertig. Tief in seinem Innern steckte der silberne Kern, jenes kleine Capital, das der arme Tischlermeister von den „Gottbegnadeten“ vergebens erfleht hatte, und welches er nun unbewußt empfing aus den Händen der sogenannten Ungläubigen.

Als Felicitas die Wohnung der alten Mamsell verließ, war es schon lebendig im Vorderhause. Sie hörte das Kind der Regierungsräthin, die kleine Anna, lachen und plaudern, und der Vorsaal im zweiten Stockwerke hallte wider von kräftigen Hammerschlägen. Das junge Mädchen flog durch den Corridor, der in den Vorplatz mündete. Dort stand Heinrich auf einer Leiter und befestigte Guirlanden über einer Thüre. Bei Felicitas' Erblicken schnitt er eine urkomische Grimasse, in welcher Grimm, Spott und Laune um die Oberhand stritten,

und ſchlug noch einige Male heftig auf die unglücklichen Nägelköpfe, als ſollten ſie zu Brei zermalmt werden, dann ſtieg er herunter.

Die kleine Anna hatte mit feierlichem Ernſte die Leiter gehalten, damit ſie nicht umfallen ſollte, als ſie aber Felicitas erblickte, da vergaß ſie ihres wichtigen Amtes, wackelte ſchwerfällig auf ſie zu und ſchlang zärtlich die Aermchen um deren Kniee. Das junge Mädchen hob ſie vom Boden auf und nahm ſie auf den Arm.

„Thun die Leute nicht, als ob morgen eine Copulation im Hauſe wäre," ſagte Heinrich halblaut und geärgert, „und derweile kommt Einer, der nicht rechts, noch links ſieht und den ganzen Tag ein Geſicht macht, als ob er Eſſig verſchluckt hätte." . . . Er hob das eine Ende der Guirlande auf. „Gucke da, Blümelein Vergißmeinnicht iſt auch d'rin . . . na, die das Dings da gebunden hat, die wird ſchon wiſſen warum. . . . Aber, Fee'chen," unterbrach er ſich ärgerlich, als er ſah, daß das Kind ſeine Wange an Felicitas' Geſicht legte, „thue mir doch den einzigen Gefallen und nimm das kleine Scheuſälchen nicht immer auf den Arm — es hat ja keinen geſunden Tropfen Blut im Leibe, und vielleicht ſteckt's doch an."

Felicitas legte raſch die Linke um die kleine Ge-

ſtalt und drückte ſie voll tiefen Erbarmens an ihre Bruſt. Das Kind fürchtete ſich vor Heinrich's feindſeligem Blicke und verſteckte ſein häßliches Geſichtchen, man ſah nur den kleinen Lockenkopf, und ſo war das junge Mädchen mit dem Kinde auf dem Arme in dieſem Augenblicke das ſchönſte Madonnenbild.

Sie war eben im Begriffe, unwillig zu antworten, als die bekränzte Thüre aufging; ſie mochte nur angelehnt geweſen ſein, denn langſam und allmälig fiel ſie zurück und ließ die Draußenſtehenden in's Zimmer ſehen. Es war in der That, als ſolle eine junge Braut ihren Einzug halten; auf dem Sims des einzigen Fenſters da d'rin ſtanden Vaſen voll Blumen, und die Regierungsräthin hatte eben eine lange Guirlande in zierlichen Feſtons über den Schreibtiſch gehangen. Sie trat zurück, um das Werk ihrer Hände von fern zu betrachten, dabei wandte ſie den Kopf und erblickte die draußen ſtehende Gruppe. Vielleicht mißfiel ihr die Madonnenähnlichkeit, ſie runzelte mißmuthig die feinen Brauen, rief ihr Dienſtmädchen herbei, das mit dem Staubtuche über die Meubles fuhr, und zeigte nach der Thüre.

„Wirſt Du denn gleich 'runtergehen, Aennchen," ſchalt Roſa herauseilend, „Du ſollſt Dich ja von Niemand auf den Arm nehmen laſſen, hat die Mama ge-

ſagt. . . . Die gnädige Frau ſieht es gar nicht gern," ſagte ſie ſchnippiſch zu Felicitas, während ſie die Kleine nahm und auf den Boden ſtellte, „wenn Aennchen zu allen Leuten geht und ſich küſſen und hätſcheln läßt — es ſei nicht geſund, meint ſie."

Sie führte das bitterlich weinende Kind in's Zimmer und ſchloß die Thüre.

„Ei, du heiliges Kreuz, iſt das ein Volk!" knirſchte Heinrich, indem er die Treppe hinabſtieg. „Siehſt Du, das haſt Du nun von Deinem guten Willen, Fee'chen! — Solche Leute denken, ihre Krankheiten ſeien ebenſo vornehm, wie ſie ſelber, und man müſſe Gott danken, wenn man mit ſeinen geſunden Händen ihre elenden Leiber anrühren darf."

Felicitas ſchritt ſchweigend neben ihm. Als ſie die Hausflur betraten, rollte draußen ein Wagen über den Marktplatz und hielt vor dem Hauſe. Ehe Heinrich die Thüre erreichen konnte, wurde ſie mit einem kräftigen Rucke geöffnet. Es dämmerte bereits ſtark in der Flur; man konnte nur an den Umriſſen erkennen, daß es eine gedrungene Männergeſtalt war, welche auf die Schwelle trat. Mit wenigen raſchen Schritten ſtand der Herr vor der Thüre des Wohnzimmers, die von innen aufgemacht wurde. Den Ausruf der Ueberraſchung

von Frau Hellwig's Lippen und die trockenen Worte: „Ei, Du bist unpünktlich geworden, Johannes, wir erwarteten Dich erst morgen!“ schollen heraus, dann wurde die Thüre geschlossen, und nur der draußen harrende Wagen und das zurückgebliebene Aroma einer feinen Cigarre bewiesen, daß die Erscheinung wirklich gewesen war.

„Das war er!“ flüsterte Felicitas und legte die Hand auf ihr erschrockenes Herz.

„Nun kann's losgehn!“ brummte Heinrich zu gleicher Zeit, aber er schwieg alsbald wieder und horchte lächelnd nach dem Treppenhause.

Da droben kam es herabgebraust wie die wilde Jagd. Die Regierungsräthin flog förmlich über die Stufen, die blonden Locken flatterten, und das weiße Kleid umwogte die schwebende Gestalt wie eine Wolke. Sie ließ Rosa und das langsam herabpolternde Kind weit hinter sich und stand nach wenigen Augenblicken im Wohnzimmer.

„Gelt, Fee'chen, nun wissen wir doch auch, warum Blümelein Vergißmeinnicht in der Guirlande steckt?“ lachte Heinrich und ging hinaus, um die Effecten des Ankömmlings in Empfang zu nehmen.

12.

Am andern Morgen — es war noch ziemlich früh — benutzte Felicitas einen freien Augenblick und schlüpfte hinauf zur Tante Cordula, um ihr mitzutheilen, daß Heinrich's Expedition bei der armen Tischlerfamilie geglückt sei. Auf dem Vorplatze des zweiten Stockes kam ihr Heinrich entgegen, er schmunzelte seelenvergnügt und deutete mit dem Daumen über die Schulter zurück nach der Thüre, die er gestern bekränzt hatte. Der Blumenschmuck war verschwunden; ein förmlicher Knäuel von Guirlanden lag am Boden, und an der Wand hin reihten sich verschiedene Blumenvasen.

„Hui, das flog 'runter!" flüsterte Heinrich. „Eins, zwei, drei, da lag das Blümelein Vergißmeinnicht auf der Erde — ich kam gerade dazu, wie er auf der Leiter stand."

„Wer?"

„Nun, der Professor. . . . Er machte ein schreckliches Gesicht, ich hatte aber auch das Dings für alle Ewigkeit festgenagelt — er hat fürchterlich reißen und zerren müssen. . . . Aber denke Dir nur Fee'chen, er gab mir die Hand, wie ich ihm guten Morgen wünschte — das hat mich doch gewundert."

Felicitas' Lippen kräuſelten ſich — ſie war im Begriffe, etwas Herbes zu ſagen, aber plötzlich huſchte ſie um die Ecke in den dunklen Corridor; d'rin im Zimmer hatten ſich raſche Schritte der Thüre genähert.

Als ſie ſpäter aus der Manſarde zurückkehrte und die Treppe hinabgehen wollte, klang die Stimme der Regierungsräthin aus dem erſten Stock herauf; ſie ſprach in ſanft klagenden Tönen — es gab wohl nicht leicht etwas Melodiſcheres, als das Organ dieſer Frau.

„Die armen Blumen!" klagte ſie.

„Wie haſt Du mir aber auch das anthun können, Adele!" antwortete eine männliche Stimme. „Du weißt doch, daß mir dergleichen Verherrlichungen ein Gräuel ſind."

Es war dieſelbe kalte Stimme, die einſt auf die kleine Fee einen ſo unauslöſchlich ſchlimmen Eindruck gemacht; nur klang ſie tiefer und hatte in dieſem Augenblicke eine Beimiſchung tadelnden Verdruſſes. Felicitas bog ſich über das Geländer und ſah ſcheu, mit angehaltenem Athem, hinab. Da ſchritt er, vorſichtig die kleine Anna an der Hand führend, langſam Stufe um Stufe hinunter! Es lag nichts, auch gar nichts in dieſer Erſcheinung, was ſich hätte in Einklang bringen laſſen mit dem Profeſſortitel. Dieſe Vertreter des Ge-

sammtwissens hatten für das junge Mädchen den Nimbus des Vornehmen und der Erhabenheit; hier aber suchte sie vergebens nach diesen Eigenschaften. Eine kernige, wie es schien, eisenfest zusammengefügte Gestalt mit eckigen Bewegungen und von, wenn auch sicherer, doch nichts weniger als eleganter Haltung; gerade in ihr lag etwas Hartnäckiges, Unverbindliches; man hätte meinen können, dieser Nacken habe sich noch nie, nicht einmal im Gruße gebeugt. Und wie wenig war der Kopf geeignet, diese Meinung zu widerlegen! Er bog einen Moment das Gesicht aufwärts, dies unschöne Gesicht, das einst der Vorstellung des Kindes vom fernen Johanneskopfe so wenig entsprochen; es war nicht wohlwollender geworden in seinem Ausdrucke. Ein röthlich blonder, sehr starker, krauser Bart bedeckte das Kinn und den unteren Theil der Wangen und fiel fast bis auf die Brust herab, und zwischen den buschigen Augenbrauen, die in diesem Momente wohl auch noch finsterer zusammengezogen wurden im Verdrusse über die übel angebrachte Verherrlichung, lagerte eine tiefe Falte. Allein diese nichts weniger als aristokratisch und einnehmend gebildete Außenseite hatte trotzdem etwas Bedeutendes, und zwar durch den unwiderleglichen Ausdruck männlicher Kraft und eines starken Willens.

Und jetzt bog er sich nieder zu der mühsam hinabkletternden Kleinen und nahm sie auf den Arm.

„Komm' her, mein Kind, es will doch nicht so recht gehen mit den armen Beinchen," sagte er. Das klang überraschend mild und mitleidsvoll.

„Es ist aber auch kein Spielerskind, zu dem er spricht," dachte Felicitas, und ihr Herz schwoll voll Bitterkeit —

Die Morgenstunden wurden sehr geräuschvoll für das stille Haus; die Glocke an der Hausthüre hörte fast nicht auf, zu klingeln. Es gab auch in dieser kleinen Stadt, so gut wie in jeder anderen, Leute genug, die ihre Alltagsgesichter gar zu gern von der Glorie eines berühmten Mannes mit beglänzen lassen, ohne zu bedenken, daß gerade dieser Strahl ihr armes Ich unerbittlich beleuchtet. Diese Besuche kamen übrigens für Felicitas sehr erwünscht, denn obgleich sie nichts sehnlicher erhoffte, als eine rasche Entscheidung, so bebte sie doch vor dem ersten Zusammenstoße, und plötzlich fühlte sie, daß sie noch nicht gesammelt und ruhig genug sei — jede Stunde Zeit schien ihr deshalb ein Gewinn. Allein die Machthaber in der Wohnstube hatten jedenfalls den Wunsch, die Katastrophe möglichst rasch in Scene zu setzen, denn kaum nachdem das Mittagsessen abgetragen

war, kam Heinrich in die Küche, betrachtete Felicitas' Anzug aufmerksam, klopfte ein wenig Mehlstaub von ihrem dunklen Aermel und sagte mit einem etwas unsicheren Blicke: „Da am Ohre ist der Zopf ein wenig aufgegangen, Fee'chen — das steck' erst fest, Der da d'rin darf so etwas nicht sehen, das weißt Du .... Du sollst nämlich gleich 'nüber in dem sel'gen Herrn sein Zimmer kommen — dort sind sie ... na, na, wer wird denn gleich so erschrecken! — bist ja kreideweiß geworden. Tapfer, Fee'chen — den Kopf kann er Dir doch nicht abreißen!"

Felicitas öffnete die Thüre und trat leise in das ehemalige Zimmer des Onkels. Noch lag es schneebleich auf ihren Lippen und Wangen, dadurch erschien aber auch ihr Gesicht für den Augenblick fast geisterhaft still und unbeweglich.

Genau wie vor neun Jahren, an jenem stürmischen Morgen, saß Frau Hellwig im Lehnstuhle, nahe dem Fenster. Neben ihr, den Rücken nach der Thüre gewendet und die gefalteten Hände rückwärts gekreuzt, stand Er, der dies Geschöpf dort eigenmächtig auf den Weg der Dienstbarkeit gedrängt und nie und nimmer geduldet hatte, daß diese dunkle Linie sich auch nur die kleinste Ausbiegung erlaube, der es stets von weiter Ferne un-

erbittlich gestraft hatte, ohne je zu fragen. „Bist Du auch schuldig?“

Felicitas hatte mit Recht vor dieser ersten Begegnung gezittert, denn jetzt, bei seinem Anblicke, fühlte sie, wie Groll und Erbitterung übermächtig in ihr wurden, und doch war ihr Selbstbeherrschung nie nöthiger gewesen, als in diesem entscheidenden Augenblicke.

„Da ist Caroline“, sagte Frau Hellwig.

Der Professor drehte sich um und zeigte ein sehr erstauntes Gesicht. Wahrscheinlich hatte er nie daran gedacht, daß das Spielerskind, welches einst auf derselben Stelle mit dem kleinen Fuße gestampft und sich wie unsinnig geberdet hatte, auch wachsen und ruhig aussehen könne. Jetzt stand die Erwachsene da, hoch und stolz aufgerichtet, wenn auch ihr Blick am Boden hing.

Er schritt auf sie zu und machte eine Bewegung mit dem rechten Arme — wollte er ihr auch etwa die Hand reichen, wie er bei Heinrich gethan? Ihr Herz drehte sich fast um bei dem Gedanken, die feinen Finger bogen sich krampfhaft nach der inneren Handfläche und unbeweglich lagen die Arme am Körper, aber die Wimpern hoben sich, und ein Blick voll tödtlicher Kälte traf den ihr gegenüberstehenden Mann — so mißt ein er-

bitterter Gegner den andern. Das mochte dem Professor auch sofort klar werden; er wich unwillkürlich zurück und maß scharf die ganze Gestalt vom Kopfe bis zu den Füßen.

In diesem Moment wurde an die Thür geklopft, und gleich darauf steckte die Regierungsräthin ihr blondes, lachendes Köpfchen herein.

„Ist's erlaubt?" bat sie mit schmeichelnder Stimme, und ehe geantwortet werden konnte, stand sie mitten im Zimmer.

„Ah, ich komme wohl gerade recht zum peinlichen Verhöre?" fragte sie. „Meine liebe Caroline, jetzt werden Sie wohl einsehen lernen, daß es auch noch einen anderen Willen giebt, als den Ihrigen, und für den armen Wellner kommt endlich die Entscheidung."

„Ich bitte Dich, Adele, lasse jetzt Johannes reden!" rief Frau Hellwig kurz und ziemlich ungnädig.

„Nun, bleiben wir vorläufig bei diesem einen Punkte stehen," sagte der Professor. Er kreuzte die Arme über der Brust und lehnte sich an einen Tisch. „Wollen Sie mir sagen, weshalb Sie den ehrenvollen Antrag des Mannes zurückweisen?"

Sein ruhiges, leidenschaftloses Auge ruhte prüfend auf dem jungen Mädchen.

„Weil ich ihn verachte. Er iſt ein elender Heuchler, der die Frömmigkeit als Deckmantel für ſeine Habgier und ſeinen Geiz benutzt", entgegnete ſie feſt und ſicher; es galt jetzt, durch ruhige, rückſichtsloſe Offenheit die Schläge zu pariren.

„Gott, welche Verleumdung!" rief die Regierungsräthin. Sie ſchlug in ſchmerzlichem Unwillen die weißen Hände zuſammen, und ihre großen, blauen Augen ſuchten anklagend den Himmel. Frau Hellwig aber ſtieß ein kurzes, rauhes Lachen aus.

„Da haſt Du ja gleich ein Pröbchen von der Art und Weiſe Deiner ſogenannten Mündel, Johannes!" rief ſie. „Dies Mundwerk iſt ſtets fertig mit Verachtung und dergleichen — ich kenne das! . . . Mach's kurz! Du kommſt nicht um ein Haar breit weiter mit ihr, und ich habe keine Luſt, ehrbare Leute, die in meinem Hauſe aus- und eingehen, läſtern zu hören!"

Der Profeſſor antwortete nicht. Während er mit der Hand langſam über den Bart ſtrich — es war eine merkwürdig ſchöne ſchmale Hand — hing ſein Blick an der Regierungsräthin, die noch wie ein betender Seraph da ſtand. Es ſchien faſt, als habe er nur ihren Ausruf gehört, ſeine Lippen verzogen ſich ein wenig — wer vermochte in dieſer eigenartigen Phyſiognomie zu leſen?

„Du haſt ja gewaltige Charakterſtudien in den wenigen Wochen Deines Hierſeins gemacht, Adele,“ ſagte er. „Wenn man in der Weiſe als Anwalt auftreten kann —“

„Um Gott, Johannes,“ unterbrach ihn die junge Wittwe lebhaft, „Du wirſt doch nicht denken, daß ein beſonderes Intereſſe —“ ſie ſchwieg plötzlich, und ein tiefes Roth ſchoß in ihre Wangen.

Jetzt blitzte es entſchieden wie Spott aus dem Auge des Profeſſors.

„Sämmtliche Damen, die bei der Tante aus- und eingehen, ſtimmen darin überein, daß Wellner ein Ehrenmann iſt,“ ſetzte ſie nach einer Pauſe der Sammlung entſchuldigend hinzu. „Die Miſſionsgelder gehen durch ſeine Hände, und die Gläubigen finden keinen Tadel an ihm —“

„Und darauf ſchwörſt Du nun natürlicherweiſe,“ ergänzte der Profeſſor kurz abbrechend. „Ich kenne den Mann nicht,“ wandte er ſich zu Felicitas, „und kann deshalb nicht wiſſen, in wie weit Ihre Anklage gerechtfertigt iſt.“

„Johannes!“ unterbrach ihn Frau Hellwig gereizt.

„Bitte, Mutter, wir wollen das ſpäter allein erörtern,“ ſagte er ruhig und beſchwichtigend. „Zwingen

wird Sie natürlich Niemand", fuhr er, zu dem jungen Mädchen gewendet, fort. „Ich habe Ihnen allerdings bis hierher nie das Recht eingeräumt, in irgend einer Angelegenheit selbst zu entscheiden, einmal, weil ich Sie unter einer Führung wußte, der ich mein unbedingtes Vertrauen schenke, und dann, weil Sie ein Charakter sind, der sich gern gefährlicher Uebergriffe schuldig macht und sich stets gegen das auflehnt, was zu seinem wahren Wohle geschieht. . . . In dieser Frage jedoch hört meine Macht auf. Ich kann Ihnen sogar in mancher Beziehung nicht Unrecht geben, denn Sie sind jung, und er steht, wie ich höre, in vorgerücktem Alter — das taugt nicht. Ein zweiter Stein des Anstoßes ist die Standesverschiedenheit; für den Augenblick wird er wohl über Ihre Herkunft hinwegsehen — später tritt in solchen Dingen gewöhnlich ein Rückschlag ein, Störung des Gleichgewichts rächt sich stets."

Wie klang das vernünftig und — herzlos! Er war in diesem Momente genau der Verfasser aller jener schriftlichen Maßregeln, die nie den verfehmten Boden aus dem Auge verloren, dem das Spielerskind entsprossen. Er verließ seinen bisherigen Platz und trat vor das junge Mädchen, dessen Lippen in einem bitteren Lächeln zuckten.

sammtwissens hatten für das junge Mädchen den Nimbus des Vornehmen und der Erhabenheit; hier aber suchte sie vergebens nach diesen Eigenschaften. Eine kernige, wie es schien, eisenfest zusammengefügte Gestalt mit eckigen Bewegungen und von, wenn auch sicherer, doch nichts weniger als eleganter Haltung; gerade in ihr lag etwas Hartnäckiges, Unverbindliches; man hätte meinen können, dieser Nacken habe sich noch nie, nicht einmal im Gruße gebeugt. Und wie wenig war der Kopf geeignet, diese Meinung zu widerlegen! Er bog einen Moment das Gesicht aufwärts, dies unschöne Gesicht, das einst der Vorstellung des Kindes vom fernen Johanneskopfe so wenig entsprochen; es war nicht wohlwollender geworden in seinem Ausdrucke. Ein röthlich blonder, sehr starker, krauser Bart bedeckte das Kinn und den unteren Theil der Wangen und fiel fast bis auf die Brust herab, und zwischen den buschigen Augenbrauen, die in diesem Momente wohl auch noch finsterer zusammengezogen wurden im Verdrusse über die übel angebrachte Verherrlichung, lagerte eine tiefe Falte. Allein diese nichts weniger als aristokratisch und einnehmend gebildete Außenseite hatte trotzdem etwas Bedeutendes, und zwar durch den unwiderleglichen Ausdruck männlicher Kraft und eines starken Willens.

Und jetzt bog er sich nieder zu der mühsam hinabkletternden Kleinen und nahm sie auf den Arm.

„Komm' her, mein Kind, es will doch nicht so recht gehen mit den armen Beinchen," sagte er. Das klang überraschend mild und mitleidsvoll.

„Es ist aber auch kein Spielerskind, zu dem er spricht," dachte Felicitas, und ihr Herz schwoll voll Bitterkeit —

Die Morgenstunden wurden sehr geräuschvoll für das stille Haus; die Glocke an der Hausthüre hörte fast nicht auf, zu klingeln. Es gab auch in dieser kleinen Stadt, so gut wie in jeder anderen, Leute genug, die ihre Alltagsgesichter gar zu gern von der Glorie eines berühmten Mannes mit beglänzen lassen, ohne zu bedenken, daß gerade dieser Strahl ihr armes Ich unerbittlich beleuchtet. Diese Besuche kamen übrigens für Felicitas sehr erwünscht, denn obgleich sie nichts sehnlicher erhoffte, als eine rasche Entscheidung, so bebte sie doch vor dem ersten Zusammenstoße, und plötzlich fühlte sie, daß sie noch nicht gesammelt und ruhig genug sei — jede Stunde Zeit schien ihr deshalb ein Gewinn. Allein die Machthaber in der Wohnstube hatten jedenfalls den Wunsch, die Katastrophe möglichst rasch in Scene zu setzen, denn kaum nachdem das Mittagsessen abgetragen

war, kam Heinrich in die Küche, betrachtete Felicitas' Anzug aufmerksam, klopfte ein wenig Mehlstaub von ihrem dunklen Aermel und sagte mit einem etwas unsicheren Blicke: „Da am Ohre ist der Zopf ein wenig aufgegangen, Fee'chen — das steck' erst fest, Der da d'rin darf so etwas nicht sehen, das weißt Du .... Du sollst nämlich gleich 'nüber in dem sel'gen Herrn sein Zimmer kommen — dort sind sie ... na, na, wer wird denn gleich so erschrecken! — bist ja kreideweiß geworden. Tapfer, Fee'chen — den Kopf kann er Dir doch nicht abreißen!"

Felicitas öffnete die Thüre und trat leise in das ehemalige Zimmer des Onkels. Noch lag es schneebleich auf ihren Lippen und Wangen, dadurch erschien aber auch ihr Gesicht für den Augenblick fast geisterhaft still und unbeweglich.

Genau wie vor neun Jahren, an jenem stürmischen Morgen, saß Frau Hellwig im Lehnstuhle, nahe dem Fenster. Neben ihr, den Rücken nach der Thüre gewendet und die gefalteten Hände rückwärts gekreuzt, stand Er, der dies Geschöpf dort eigenmächtig auf den Weg der Dienstbarkeit gedrängt und nie und nimmer geduldet hatte, daß diese dunkle Linie sich auch nur die kleinste Ausbiegung erlaube, der es stets von weiter Ferne un-

erbittlich gestraft hatte, ohne je zu fragen. „Bist Du auch schuldig?“

Felicitas hatte mit Recht vor dieser ersten Begegnung gezittert, denn jetzt, bei seinem Anblicke, fühlte sie, wie Groll und Erbitterung übermächtig in ihr wurden, und doch war ihr Selbstbeherrschung nie nöthiger gewesen, als in diesem entscheidenden Augenblicke.

„Da ist Caroline“, sagte Frau Hellwig.

Der Professor drehte sich um und zeigte ein sehr erstauntes Gesicht. Wahrscheinlich hatte er nie daran gedacht, daß das Spielerskind, welches einst auf derselben Stelle mit dem kleinen Fuße gestampft und sich wie unsinnig geberdet hatte, auch wachsen und ruhig aussehen könne. Jetzt stand die Erwachsene da, hoch und stolz aufgerichtet, wenn auch ihr Blick am Boden hing.

Er schritt auf sie zu und machte eine Bewegung mit dem rechten Arme — wollte er ihr auch etwa die Hand reichen, wie er bei Heinrich gethan? Ihr Herz drehte sich fast um bei dem Gedanken, die feinen Finger bogen sich krampfhaft nach der inneren Handfläche und unbeweglich lagen die Arme am Körper, aber die Wimpern hoben sich, und ein Blick voll tödtlicher Kälte traf den ihr gegenüberstehenden Mann — so mißt ein er-

bitterter Gegner den andern. Das mochte dem Professor auch sofort klar werden; er wich unwillkürlich zurück und maß scharf die ganze Gestalt vom Kopfe bis zu den Füßen.

In diesem Moment wurde an die Thür geklopft, und gleich darauf steckte die Regierungsräthin ihr blondes, lachendes Köpfchen herein.

„Ist's erlaubt?“ bat sie mit schmeichelnder Stimme, und ehe geantwortet werden konnte, stand sie mitten im Zimmer.

„Ah, ich komme wohl gerade recht zum peinlichen Verhöre?“ fragte sie. „Meine liebe Caroline, jetzt werden Sie wohl einsehen lernen, daß es auch noch einen anderen Willen giebt, als den Ihrigen, und für den armen Wellner kommt endlich die Entscheidung.“

„Ich bitte Dich, Adele, lasse jetzt Johannes reden!“ rief Frau Hellwig kurz und ziemlich ungnädig.

„Nun, bleiben wir vorläufig bei diesem einen Punkte stehen,“ sagte der Professor. Er kreuzte die Arme über der Brust und lehnte sich an einen Tisch. „Wollen Sie mir sagen, weshalb Sie den ehrenvollen Antrag des Mannes zurückweisen?“

Sein ruhiges, leidenschaftloses Auge ruhte prüfend auf dem jungen Mädchen.

„Weil ich ihn verachte. Er ist ein elender Heuchler, der die Frömmigkeit als Deckmantel für seine Habgier und seinen Geiz benutzt", entgegnete sie fest und sicher; es galt jetzt, durch ruhige, rücksichtslose Offenheit die Schläge zu pariren.

„Gott, welche Verleumdung!" rief die Regierungsräthin. Sie schlug in schmerzlichem Unwillen die weißen Hände zusammen, und ihre großen, blauen Augen suchten anklagend den Himmel. Frau Hellwig aber stieß ein kurzes, rauhes Lachen aus.

„Da hast Du ja gleich ein Pröbchen von der Art und Weise Deiner sogenannten Mündel, Johannes!" rief sie. „Dies Mundwerk ist stets fertig mit Verachtung und dergleichen — ich kenne das! . . . Mach's kurz! Du kommst nicht um ein Haar breit weiter mit ihr, und ich habe keine Lust, ehrbare Leute, die in meinem Hause aus- und eingehen, lästern zu hören!"

Der Professor antwortete nicht. Während er mit der Hand langsam über den Bart strich — es war eine merkwürdig schöne schmale Hand — hing sein Blick an der Regierungsräthin, die noch wie ein betender Seraph da stand. Es schien fast, als habe er nur ihren Ausruf gehört, seine Lippen verzogen sich ein wenig — wer vermochte in dieser eigenartigen Physiognomie zu lesen?

Ihres Sohnes geſprochen," antwortete der Profeſſor in gütigem Tone; „ich will ſehen, was ſich thun läßt."

„Ach gnäd'ger Herr Profeſſor, ein ſo berühmter Mann, wie Sie —"

„Laſſen Sie das, Frau!" unterbrach er die Sprechende ſo rauh, daß ſie erſchrocken ſchwieg. „Ich will morgen kommen und die Augen unterſuchen," ſetzte er milder hinzu.

„Aber wir ſind arme Leute; der Verdienſt iſt gering —"

„Das haben Sie mir bereits zweimal geſagt, liebe Frau!" unterbrach ſie der Profeſſor abermals ungeduldig. „Gehen Sie jetzt; ich brauche meine Zeit nöthiger.... Wenn ich Ihrem Sohne helfen kann, ſo geſchieht es — Adieu!"

Die Frau kam heraus, und Felicitas ſchritt über die Schwelle. Der Profeſſor ſaß am Schreibtiſche; ſeine Feder flog bereits wieder über das Papier. Er hatte aber doch das junge Mädchen eintreten ſehen, und ohne das Auge von ſeiner Arbeit wegzuwenden, ſtreckte er die Linke nach den Briefen aus. Er erbrach einen derſelben, während Felicitas wieder nach der Thüre zu ſchritt.

„Apropos," rief er, ſchon halb und halb in den Brief vertieft, wer ſtäubt denn hier im Zimmer ab?"

„Ich," antwortete das junge Mädchen ſtehend bleibend.

„Nun, dann muß ich Sie erſuchen, künftig meinen Schreibtiſch mehr zu reſpectiren. Es iſt mir ſehr unangenehm, wenn ein Buch auch nur von ſeiner Stelle gerückt wird, und hier fehlt mir ſogar eines."

Felicitas ſchritt gelaſſen nach dem Tiſche, auf welchem mehrere Bücherſtöße lagen.

„Was hat das Buch für einen Titel?" fragte ſie ruhig.

Es zuckte etwas wie ein Lächeln durch das ernſte Geſicht des Profeſſors. Dieſe Frage aus einem Mädchenmunde klang aber auch eigenthümlich und bedenklich im Studierzimmer des Arztes.

„Sie werden es ſchwerlich finden — es iſt ein franzöſiſches Buch," erwiderte er. „Cruveilhier. Anatomie du système nerveux ſteht auf der Rückſeite," ſetzte er hinzu — wieder zuckte es über ſein Geſicht.

Felicitas zog ſofort eines der Bücher hervor; es lag zwiſchen mehreren anderen franzöſiſchen Werken.

„Hier iſt es," ſagte ſie. „Es lag jedenfalls noch auf der Stelle, wo Sie es ſelbſt hingelegt hatten — ich nehme keines der Bücher in die Hand."

Der Profeſſor ſtützte ſeine Linke auf den Tiſch,

drehte sich mit einem Rucke nach dem jungen Mädchen um und sah ihm voll in's Gesicht.

„Sie verstehen Französisch?“ fragte er rasch und scharf.

Felicitas erschrak; sie hatte sich verrathen. Freilich verstand sie nicht allein französisch; sie sprach es auch leicht und fließend — die alte Mamsell hatte sie vortrefflich unterrichtet. Jetzt sollte sie antworten, und zwar entschieden antworten. Die stahlgrauen Augen mit dem unabweisbaren Blicke wichen nicht von ihrem Gesichte, sie hätten die Lüge jedenfalls sofort abgelesen — sie mußte die Wahrheit sagen.

„Ich habe Unterricht gehabt,“ entgegnete sie.

„Ach ja, ich entsinne mich, bis zu Ihrem neunten Lebensjahre — und da ist etwas hängen geblieben,“ sagte er, indem er sich mit der Hand die Stirne rieb.

Felicitas schwieg.

„Das ist ja auch der unglückliche Casus, an welchem wir mit unserem Erziehungsplane gescheitert sind, meine Mutter und ich,“ fuhr er fort. „Es ist Ihnen zu viel weis gemacht worden, und weil wir darüber unsere eigene Ansicht hatten, so verabscheuen Sie uns als Ihre Peiniger und Gott weiß was Alles, nicht wahr?“

Felicitas rang einen Augenblick mit sich, aber die

Erbitterung siegte. Sie öffnete die blaßgewordenen Lippen und sagte kalt: „Ich habe alle Ursache dazu.“

Einen Moment runzelten sich seine Augenbrauen wie in heftigem Unwillen; allein vielleicht erinnerte er sich so mancher trotzigen und unfreundlichen Antwort, die er oft als Arzt von ungeduldigen Patienten ruhig hinnehmen mußte. . . . Das junge Mädchen da vor ihm krankte ja auch seiner Meinung nach an einem Irrthume; daraus entsprang jedenfalls die Gelassenheit, mit der er sagte: „Nun, von dem Ihnen gemachten Vorwurfe der Verstocktheit spreche ich Sie hiermit frei — Sie sind mehr als aufrichtig. ... Uebrigens werden wir uns über Ihre schlechte Meinung zu trösten wissen.“

Er nahm den Brief wieder auf, und Felicitas entfernte sich. Als sie auf die Schwelle der offenen Thüre trat, da flog ein Blick des Lesenden ihr nach. Der Vorsaal war erfüllt von warmen Sonnenglanze; die Mädchengestalt stand plastisch da in dem dunklen Zimmer, wie ein Gemälde auf Goldgrund. Noch fehlte den Formen jene Rundung und Fülle, die bei der vollkommen entwickelten Frauenschönheit unerläßlich ist; trotzdem erschienen die Linien weich und zeigten in der Bewegung eine unbeschreibliche Grazie, man möchte sagen, jene Schmiegsamkeit, wie sie die Märchenpoesie ihren schwe-

benden und huſchenden Geſtalten andichtet. . . . Und was war das für ein merkwürdiges Haar! Gewöhnlich erſchien es kaſtanienbraun; wenn aber, wie in dieſem Augenblicke, ein Sonnenſtrahl darauf fiel, dann blinkte es röthlich golden. Es erinnerte durchaus nicht an jenes geſchmeidige, lang herabfließende Frauenhaar, wie es einſt unter dem Helme der ſchönen Spielersfrau hervorgequollen. Ziemlich kurz, aber von mächtiger Fülle, Welle an Welle bildend, ſträubte es ſich noch ſichtbar widerwillig in dem dicken, einfach geſchlungenen Knoten am Hinterkopfe. Einzelne ſtarke Ringel befreiten ſich ſtets eigenmächtig und lagen, wie eben jetzt, auf dem weißen Halſe.

Der Profeſſor bog ſich wieder über ſeine Arbeit; aber der Gedankenfluß, den vorhin die Bürgersfrau unterbrochen, ließ ſich nicht ſofort wieder in die rechte Bahn lenken. Er rieb ſich verdrießlich die Stirn und trank ein Glas Waſſer vergebens. Endlich warf er, ärgerlich über die Störungen, die Feder auf den Tiſch, nahm den Hut vom Nagel und ging die Treppe hinab. . . . Hätte der Mohrenkopf, der als Tintenwiſcher ſeinem gelehrten Herrn ſeit Jahren gegenüberſtand, den großen grinſenden Mund noch weiter aufzureißen vermocht, er hätte es ſicher gethan, und zwar vor Erſtau-

nen — da lag die Feder, dick angefüllt mit frischer Tinte, und der unglückliche Mohr lechzte vergeblich nach dem Naß und dem gewohnten Vergnügen, mit seinem Kleide ihre vielvermögende Spitze blank zu putzen — unerhört! Der peinlich pünktliche Mann war zerstreut.

„Mutter," sagte der Professor im Vorübergehen das Wohnzimmer betretend, „ich wünsche ferner nicht, daß Du mir das junge Mädchen mit Aufträgen hinaufschickst — überlasse das Heinrich, und ist er einmal nicht da, so kann ich schon warten."

„Siehst Du, entgegnete Frau Hellwig triumphierend, „Dir ist schon nach drei Tagen diese Physiognomie unerträglich; mich aber hast Du verurtheilt, sie neun Jahre lang um mich zu dulden!"

Ihr Sohn zuckte schweigend die Achseln und wollte sich entfernen.

„Der frühere Unterricht, den sie bis zu des Vaters Tode erhalten, hat völlig aufgehört mit ihrem Eintritte in die Bürgerschule?" fragte er, sich nochmals umwendend.

„Was das für närrische Fragen sind, Johannes!" rief Frau Hellwig ärgerlich. „Habe ich dir nicht ausführlich genug über diesen Punkt geschrieben und ich dächte auch gesprochen bei meinem Besuche in Bonn?

... Die Schulbücher sind verkauft worden, und die Schreibehefte habe ich in derselben Stunde verbrannt."

„Und was hat sie für Umgang gehabt?"

„Was für Umgang? ... Na, eigentlich nur den mit Friederike und Heinrich; sie hat es ja selbst nicht anders gewollt." Jener grausam boshafte Zug erschien in dem Gesichte der Frau, infolge dessen sich die Oberlippe leicht hob und einen ihrer Vorderzähne sehen ließ. „Ich habe es natürlich nicht über mich gewinnen können, sie an meinem Tische essen zu lassen und in meiner Stube zu dulden," fuhr sie fort; „einmal war und blieb sie das Wesen, das sich zwischen Deinen Vater und mich gedrängt hat, und dann wurde sie ja immer unausstehlicher und hoffärtiger. Ich hatte ihr übrigens ein paar Töchter aus christlichen Handwerkerfamilien ausgemacht, mit denen sie umgehen sollte; aber Du weißt ja, daß sie mir erklärt hat, sie wolle nichts mit den Leuten zu schaffen haben, das seien Wölfe in Schafskleidern und dergleichen. ... Na, Du wirst in den acht Wochen, die Du Dir selbst aufgebürdet hast, schon noch Dein blaues Wunder sehen!"

Der Professor verließ das Haus, um einen weiten Spaziergang zu machen.

Am Nachmittage desselben Tages erwartete Frau

Hellwig mehrere Damen, meiſt fremde Badegäſte, zum Kaffee. Er ſollte im Garten getrunken werden; und weil Friederike plötzlich unwohl geworden war, ſo wurde Felicitas allein hinausgeſchickt, um Alles vorzurichten. Sie war bald fertig mit ihrem Arrangement. Auf dem großen Kiesplatze, im Schutze einer hohen Taxuswand, ſtand der ſchöngeordnete Kaffeetiſch, und in der Küche des Gartenhauſes ziſchte und brodelte das Waſſer im Erwarten ſeiner Umwandlung zu dem allgeliebten Moccatranke. Das junge Mädchen lehnte an einem offenen Fenſter des Gartenhauſes und ſah wehmüthig ſinnend hinaus. . . . Da draußen duftete, grünte und blühte es ſo luſtig und harmlos in die blaue, ſtille Luft hinein, als habe nie ein verheerender Herbſtſturm an den Zweigen gerüttelt, nie der Winterfroſt ſeinen tödtenden Kryſtall um vergehende Blumenhäupter geſponnen. Vor Jahren hatte es ebenſo farbig geleuchtet auf Büſchen und Beeten für ihn, deſſen warmes, weiches Herz nun in Staub zerfiel, für ihn, der ſeine helfende, ſtützende Hand überall anlegte, wo es galt — bei ſeinen empor=ſproſſenden Blumen, wie bei Menſchenhülfloſigkeit und Elend. . . . Die jungen Blumenaugen da allerorten lächelten jetzt ebenſo fröhlich in andere, kalte Geſichter, und die Menſchen ſprachen nicht mehr von ihm. . . .

Hierher hatte er ſich und die kleine Waiſe gerettet vor den vernichtenden Blicken und der ſchneidenden Zunge da d'rin in der Stadt — nicht allein zur luſtigen Sommerzeit: wenn draußen der Frühling noch mit dem Winter rang, da praſſelte hier im weißen Porcellanofen ein tüchtiges Feuer; ein dicker Teppich auf dem Boden wärmte die Füße, die Büſche drückten ihre Knospenanſätze gegen die erwärmten Scheiben, auf denen einzelne verwegene Schneeflocken rettungslos zerſchmolzen, und über den weiten, noch wüſten Gartenplan guckte der halbbeſchneite Berg herein mit dem wohlbekannten Pappelkreiſe auf der Stirne . . . traute, liebe Erinnerungen! Und da drüben ſtanden die Nußbäume; die kaum entwickelten Blätterzungen hingen in dieſem Augenblicke müßig und unbewegt, wie trunken vom goldenen Sonnenlichte, über einander. . . . Was hatten ſie einſt dem Kinde Alles zugeflüſtert! Süße, ſelige Verheißungen von Welt und Zukunft, Träume, ſo klar und ſchattenlos, wie der unbewölkte Himmel droben — und dann war es plötzlich dunkel und dräuend über dem ſchuldloſen Haupte des Spielerskindes geworden, ein greller Blitz der Erkenntniß hatte die Blätterzungen zu Lügnern gemacht.

Näher kommende Männerſtimmen und das Knarren

der Gartenthüre ſchreckten Felicitas aus ihrem trüben Grübeln auf. Durch das nördliche Eckfenſter konnte ſie ſehen, wie der Profeſſor in Begleitung eines anderen Herrn den Garten betrat. Sie ſchritten langſam dem Hauſe zu. Jener Herr kam ſeit einiger Zeit öfter zu Frau Hellwig; er war der Sohn eines ſehr angeſehenen der Familie Helwig befreundeten Hauſes. Im Alter mit dem Profeſſor gleichſtehend, hatte auch er ſeine Erziehung in dem Inſtitute des ſtrenggläubigen Hellwig=ſchen Verwandten am Rhein erhalten. Beide waren dann, freilich nur für kurze Zeit, Studiengenoſſen auf der Univerſität geweſen, und wenn auch völlig verſchie=den in Charakter und Anſchauungsweiſe, hatten ſie doch ſtets freundſchaftlich zu einander geſtanden. Während Johannes Hellwig faſt ſofort nach Beendigung ſeiner Studienzeit den Lehrſtuhl beſtiegen, war der junge Frank auf Reiſen gegangen. Erſt vor Kurzen hatte er ſich auf Wunſch ſeiner Eltern herbeigelaſſen, ſein juriſti=ſches Examen zu machen; er war nun Rechtsanwalt in ſeiner Vaterſtadt und harrte der Dinge und Clienten, die da kommen ſollten.

Wie er ſo näher ſchritt, war er eine faſt vollkom=men ſchöngebildete Männererſcheinung — ein geiſtreiches Geſicht über ſchlank und edel geformten Gliedern. Viel=

leicht hätte dieser sehr zierliche Kopf mit der feinen, etwas reich verlaufenden Profillinie einen weiblichen Eindruck gemacht; aber so, wie er getragen wurde, fest und sicher auf den Schultern und unterstützt von entschiedenen, wenn auch sehr eleganten Bewegungen der gesammten Gestalt, ließ er diesen leisen Tadel nicht aufkommen.

Er nahm eben die Cigarre aus dem Munde, betrachtete sie aufmerksam und schleuderte sie dann verächtlich von sich. Der Professor holte sein Etui hervor und bot es ihm.

„Ei Gott bewahre!“ rief der Rechtsanwalt, indem er mit komischer Geberde beide Hände abwehrend ausstreckte. „Es könnte mir doch nicht einfallen, die armen Heidenkinder in China und Gott weiß wo noch zu bestehlen!“

Der Professor lächelte.

„Denn so, wie ich Dich kenne,“ fuhr der Andere fort, „hältst Du jedenfalls mit unbestreitbarem Heroismus Dein Kasteiungswerk aus der Jugendzeit fest, d. h. Du bestimmst Dir täglich drei Cigarren, rauchst aber consequent nur eine, während das Geld für die beiden anderen in Deine Missionssparbüchse fließt!“

„Ja, die Gewohnheit habe ich noch,“ bestätigte mit ruhigem Lächeln der Professor; „aber das Geld hat eine

andere Bestimmung — es gehört meinen armen Patienten ohne Unterschied."

„Nicht möglich! . . . Du, der starre Vorkämpfer pietistischen Strebens, der getreueste unter den Jüngern unseres rheinischen Instituts-Despoten! Befolgst Du so seine Lehren, Abtrünniger?"

Der Professor zuckte die Achseln. Er blieb stehen und streifte nachdenklich die Asche von seiner Cigarre.

„Als Arzt lernt man anders denken über die Menschheit und die Pflichten des Einzelnen ihr gegenüber," sagte er. „Ich habe stets das eine große Ziel im Auge gehabt, mich wahrhaft nützlich zu machen; um das zu erreichen, habe ich Vieles vergessen und verwerfen müssen."

Sie schritten weiter, und ihre Stimmen verhallten. Allein auf dem Kieswege, den sie wandelten, lag die Sonne träge und brütend, sie kehrten, in ihr Gespräch vertieft, fast instinctmäßig zurück unter die Akaziengruppe, die ihre Zweige über den am Hause hinlaufenden, mit breiten Steinplatten belegten Weg hing und ihn kühl und schattig machte.

„Streite nicht!" hörte Felicitas den Professor ein wenig lebhafter als gewöhnlich sagen. „Daran änderst Du nichts. . . . Genau, wie vor so und so viel Jahren

langweile ich mich entweder entsetzlich, oder ich ärgere mich in weiblicher Gesellschaft; und — das kann ich Dir sagen — mein Verkehr als Arzt mit dem sogenannten schönen Geschlechte ist auch durchaus nicht geeignet, meine Meinung zu erhöhen . . . . Welch' ein Gemisch von Gedankenlosigkeit und Charakterschwäche!"

„Du langweilst Dich in weiblicher Gesellschaft, sehr begreiflich!" eiferte der junge Frank unter dem Eckfenster stehen bleibend. „Suchst Du doch geflissentlich die geistig einfache, um nicht zu sagen, einfältige . . . . Du verabscheust die moderne weibliche Erziehung — in mancher Hinsicht freilich nicht ohne Grund — ich bin auch kein Freund von geistlosem Claviergeklimper und gedankenloser, französischer Plapperei, aber man muß das Kind nicht mit dem Bade verschütten . . . . In unserer Zeit, wo der menschliche Geist fast täglich neue, ungeahnete Bahnen betritt, wo er mitwirkt, schafft und genießt bei dem mächtigen Aufschwunge, den das Menschengeschlecht nimmt, da wollt Ihr das Weib womöglich hinter die mittelalterliche Kunkel, in den Kreis und zugleich in den engen Ideengang ihrer Mägde zwingen — das ist nicht allein ungerecht, es ist auch thöricht. Das Weib hat die Seele Eurer Söhne in den Händen, in einem Stadium, wo sie am empfänglichsten ist, wo sie

die Eindrücke wie Wachs aufnimmt und gerade so unverwischbar durch's ganze Leben trägt, als wären sie in Eisen gegraben! . . . Regt die Frauen an zu ernsten Denken, erweitert den Kreis, den Ihr Egoisten eng genug um ihre Seelen zieht, und welchen Ihr weibliche Bestimmung nennt, und Ihr werdet sehen, daß Eitelkeit und Charakterschwäche verschwinden!"

„Lieber Freund, den Weg betrete ich ganz sicher nicht!" sagte der Professor sarkastisch, indem er langsam einige Schritte weiter ging.

„Ich weiß wohl, daß Du eine andere Ueberzeugung hast — Du meinst, das Alles erreiche man müheloser durch eine fromme Frau. . . . Mein sehr verehrter Professor, auch ich möchte keine unfromme Lebensgefährtin — ein weibliches Gemüth ohne Frömmigkeit ist eine Blume ohne Duft. Aber seht Euch wohl vor! Ihr denkt, sie ist fromm, mithin besorgt und wohl aufgehoben. und während Ihr sie vollkommen und sorglos gewähren lasset, erwächst Euch eine Tyrannei in Eurem Hause, wie Ihr sie von einer weniger frommen Frau nun und nimmer ertragen würdet. Unter dem Deckmantel der Frömmigkeit schießen leicht alle im weiblichen Charakter schlummernden schlimmen Neigungen auf. Man darf grausam, rachsüchtig und auch ganz gehörig hochmüthig

ſein und im blinden Zelotismus Schönes und Herrliches verdammen und zerſtören — Alles im Namen des Herrn und im ſogenannten Intereſſe des Reiches Gottes.“

„Du gehſt ſehr weit.“

„Gar nicht. . . . Du wirſt ſchon noch einſehen lernen, daß auch der erwägende Verſtand gehörig geklärt und ausgebildet, und das Gemüth der Humanität zugänglich gemacht ſein muß, wenn die Frömmigkeit der Frau wahrhaft beglückend für uns ſein ſoll.“

„Das ſind Ziele, auf die ich gar nicht Luſt habe, loszuſteuern,“ erwiderte der Profeſſor kalt. „Meine Wiſſenſchaft beanſprucht mich und mein Leben ſo völlig —“

„Ei — und die dort?“ unterbrach ihn der Rechtsanwalt leiſer, während er nach dem Eingange des Gartens zeigte. Dort hinter der Gitterthür erſchien die Regierungsräthin in Begleitung ihres Kindes und der Frau Hellwig. „Iſt ſie nicht vollkommen die Verwirklichung Deines Ideals?“ fuhr er mit nicht zu verkennender Ironie fort. „Einfach — ſie erſcheint ſtets in weißem Mull, der ihr, nebenbei geſagt, vortrefflich ſteht — fromm, wer wollte das bezweifeln, der ſie in der Kirche mit den ſchwärmeriſch emporgerichteten ſchönen

Augen sieht? Sie verabscheut alles Wissen, Denken und Grübeln, weil es dem Wachsthume ihres Strickstrumpfes oder ihrer Stickerei hinderlich sein könnte — ist eine standesgemäße Partie, denn diese Gleichheit gilt Dir ja auch als unerläßlich zu einer guten Ehe — enfin, man bezeichnet sie allgemein als Diejenige, welche Dich —"

„Du bist boshaft und hast Adele nie leiden mögen," unterbrach ihn der Professor gereizt, „ich fürchte, lediglich aus dem Grunde, weil sie die Tochter des Mannes ist, der Dich sehr streng gehalten hat . . . Sie ist gutmüthig, harmlos und eine vortreffliche Mutter."

Er schritt auf die langsam näher kommenden Damen zu und begrüßte sie freundlich.

14.

Es dauerte nicht lange, so war der Kiesplatz belebt von anmuthigen Frauengestalten, die, meist in hellen Mousselin oder Gaze gehüllt, wie weiße Sommerwolken auf- und abschwebten. Die dunklen, steifen Taxuswände gaben einen vortrefflichen Hintergrund für diese graziösen, leichtbeschwingten Wesen; silberhelles Lachen und lebhaftes Geplauder schollen durch die weiche Luft,

dann und wann unterbrochen durch eine der sonoren Männerstimmen. Der geladene Kreis war bald vollzählig, man gruppirte sich um den Kaffeetisch, und die Arbeitskörbchen wurden hervorgeholt.

Auf einen Wink der Frau Hellwig schritt Felicitas mit dem Kaffeebrett über den Kiesplatz.

„Mein Wahlspruch ist: ‚Einfach und billig!‘“ hörte sie die Regierungsräthin in munterem Tone sagen, als sie näher kam. „Ich trage grundsätzlich im Sommer keinen Stoff, der mich über drei Thaler kostet.“

„Sie vergessen aber, meine liebe Regierungsräthin,“ widersprach eine andere junge, sehr geschmückte Dame, während ihr boshafter Blick über die gerühmte einfache Toilette glitt, „daß Sie auf diesem billigen Stoffe eine Menge gestickter, mit Spitzen garnirter Einsätze tragen, die den Werth der Robe selbst mindestens um das Dreifache übersteigen.“

„Bah, wer wird diesen Duft nach prosaischen Thalern berechnen!“ rief der junge Frank, belustigt den feindlichen Blick auffangend, den beide Damen austauschten. „Man sollte meinen, er trüge die Damen himmelwärts, wären nicht — ja wären nicht zum Beispiel solche dicke, goldene Armbänder, die unzweifelhaft wieder zur Erde niederziehen müssen!“

Sein Auge haftete mit sichtbarem Interesse auf dem Handgelenke der nicht weit von ihm sitzenden Regierungsräthin! es zuckte wie unwillkürlich zurück, und eine hohe Röthe bedeckte für einen Moment Stirn und Wangen der jungen Wittwe.

„Wissen Sie, meine Gnädige," sagte er, „daß mich dieses Armband seit einer halben Stunde lebhaft beschäftigt? . . . Es ist von prächtiger, uralter Arbeit. Was aber meine Wißbegierde ganz besonders reizt, das ist die muthmaßliche Inschrift, dort inmitten des Kranzes."

Das Gesicht der Regierungsräthin hatte bereits wieder seine zartrosige Farbe; ihre sanften Augen blickten ruhig auf, während sie unbefangen die Armspange löste und ihm hinreichte.

Felicitas stand in diesem Augenblicke hinter dem Rechtsanwalte. Sie konnte bequem den Schmuck in seinen Händen sehen . . . . Seltsam, es war bis in die kleinsten Einzelnheiten derselbe Armring, der im Geheimfache der alten Mamsell lag und ohne Zweifel eine geheimnißvolle Rolle im Leben der Einsamen spielte; nur war er hier von weit geringerem Umfange, er umschloß ziemlich eng das feine Handgelenk der jungen Frau.

„daz ir liebe ist âne kranc,
Die hât got zesamme geben
ûf ein wünnelichez leben.“

las der Rechtsanwalt geläufig. „Merkwürdig,“ rief er, „die Strophe hat keinen Anfang .... Ah, es ist ja ein Bruchstück aus den Minnesängern, und zwar aus dem Gedichte ‚Stete Liebe‘ von Ulrich von Lichtenstein; die ganze Strophe lautet in der Uebersetzung ungefähr:

‚Wo Zwei Lieb' einander meinen
Herziglich in rechter Treu,
Und sich Beide so vereinen,
Daß die Lieb' ist immer neu,
Die hat Gott zusammengeben,
Auf ein wonnigliches Leben.‘

Dieses Armband hat unzweifelhaft einen treuen Cameraden, der ihm eng angefügt ist durch den Anfang der Strophe,“ bemerkte er lebhaft angeregt. „Ist das Seitenstück nicht in Ihrem Besitze?“

„Nein,“ entgegnete die Regierungsräthin und bückte sich auf ihre Arbeit, während der Schmuck von Hand zu Hand ging.

„Und wie kommst Du zu dem sehr merkwürdigen Stücke, Adele?“ frug der Professor herüber.

Wieder stieg eine leise Röthe in das Gesicht der jungen Dame.

„Papa hat es mir vor Kurzem geſchenkt", antwortete ſie, „Gott weiß, von welchem Alterthümler es ſtammt!"

Sie nahm den Schmuck wieder in Empfang, legte ihn um den Arm und richtete dabei eine Frage an eine der Damen, wodurch das Geſpräch ſogleich eine andere Wendung erhielt.

Während die Aufmerkſamkeit Aller auf das intereſſante Armband gerichtet geweſen war, hatte Felicitas die Runde um den Tiſch gemacht; man hatte ſich raſch bedient, ohne die Trägerin des Kaffeebrettes weiter zu beachten. Sie ging ebenſo unbemerkt, wie ſie gekommen, nach der Küche zurück. Auf Bitten der kleinen Anna, die ſich auf dem ſchattigen Wege neben dem Hauſe tummelte, blieb ſie einen Moment ſtehen, griff, Haupt und Oberkörper elaſtiſch zurückbeugend, mit hochgehobenen Armen in die niederhängenden Aeſte der zunächſtſtehenden Akazie und verſuchte, einen Zweig für das Kind zu brechen.... Für eine tadellos gebaute weibliche Geſtalt kann es nicht leicht eine vortheilhaftere Stellung geben, als die, in welcher das junge Mädchen für einige Augenblicke verharrte — der Rechtsanwalt nahm plötzlich ſeine Lorgnette, er war ziemlich kurzſichtig; dieſe zwei dunklen Männeraugen, die mit ſichtlichem Erſtaunen auf der

jugendlichen Gestalt unter der Akazie hafteten, wurden scharf beobachtet, und zwar von der scheinbar sehr eifrig stickenden Regierungsräthin. Nachdem Felicitas in's Haus gegangen war, ließ der junge Mann das Glas fallen — er hatte offenbar eine hastige Frage auf den Lippen, mit welcher er sich an Frau Hellwig wenden wollte, aber die junge Wittwe schnitt ihm sofort das Wort ab; sie verlangte Aufklärung über einen Unfall, der ihm auf einer seiner Reisen zugestoßen war, und brachte ihn somit geschickt auf ein Thema, das er selbst sehr gern berührte.

Später erhob sie sich geräuschlos und schritt hinüber nach dem Gartenhause.

„Liebe Caroline," sagte sie, in die Küche tretend, „es ist nicht nöthig, daß Sie drüben bedienen . . . Ah, ich sehe, da ist ja ein Kaffeewärmer, das macht sich vortrefflich! . . . Füllen Sie die Kanne mit heißem Kaffee; ich werde sie mitnehmen und das Einschenken selbst besorgen — es ist so gemüthlicher für die Gäste, und — aufrichtig gesagt — Sie sehen zu erbärmlich aus in dem verwaschenen Kattunkleidchen. Wie mögen Sie sich nur in diesem kurzen, abscheulichen Rocke vor Männeraugen sehen lassen! Es ist geradezu unanständig — fühlen Sie das nicht selbst, Kind?"

Der geſchmähte Rock war der beſte des jungen Mädchens, ihr ſogenannter Sonntagsrock. Freilich war er verwachſen und bereits ziemlich mißfarben; aber er war tadellos ſauber gewaſchen und gebügelt .... Daß ihr nun auch das noch zum Vorwurfe gemacht wurde, worin ſie ſich ſtets ſtillſchweigend und klaglos gefügt hatte, machte ſie bitter lächeln; aber ſie ſchwieg — war doch jedes vertheidigende Wort überflüſſig und hier geradezu lächerlich.

Als die Regierungsräthin an den Kaffeetiſch zurückkehrte, war ein Geſpräch, das ſie vorhin zu vereiteln geſucht hatte, bereits im vollen Gange.

„Auffallend ſchön?“ wiederholte Frau Hellwig rauh auflachend. „Pfui, mein lieber Frank, was ſoll ich von Ihnen denken! .... Auffallend, ja, das gebe ich Ihnen eher zu; aber auffallend, wie ein Mädchen nicht ſein ſoll .... Sehen Sie ſich doch dies blaſſe Geſicht mit den liederlichen Haaren genauer an! Dieſe herausfordernden Mienen und leichtfertigen Bewegungen, dieſe Augen, die reſpectablen Leuten unverſchämt und dreiſt in's Geſicht ſtarren — das ſind Erbſtücke einer elenden, zuchtloſen Mutter. Art läßt nicht von Art, und was hinter'm Zaune geboren iſt, das wird ſein Lebtag nicht ehrbar .... Ich hab's erfahren; neun Jahre lang hab'

ich mir keine Mühe verdrießen laſſen, dem Herrn eine Seele zuzuführen — dies verſtockte Geſchöpf hat alle meine Sorgfalt zu Schanden gemacht!“

„Ach Tantchen, das iſt ja nun bald überſtanden!“ begütigte die Regierungsräthin, während ſie Kaffee einſchenkte und herumreichte. „Noch einige Wochen, und der böſe Störenfried verläßt Dein Haus für immer ... Ich fürchte leider auch, daß der gute Same auf ſteinigen Boden gefallen iſt — ein edler Zug ſteckt ganz gewiß nicht in einer Seele, die, undankbar genug, bisher nur danach geſtrebt hat, die Feſſeln der Moral und guten Sitten abzuwerfen .... Uebrigens wollen wir, die wir das Glück haben, von geſitteten Eltern abzuſtammen, nicht zu ſtreng mit ihr in's Gericht gehen — der Leichtſinn ſteckt im Blute.... Wenn Sie in Jahr und Tag wieder auf Reiſen gehen, Herr Frank,“ wandte ſie ſich ſcherzend an den Rechtsanwalt, „ſo kann es ſich ſchon ereignen, daß Sie unter einem fremden Himmelsſtriche Tantchens ehemalige Hausgenoſſin als Grazie auf dem Seile oder im Circus bewundern dürfen.“

„So ſieht ſie nicht aus!“ ſagte plötzlich der Profeſſor in ſeinem ruhig entſchiedenen Tone. Er hatte bis dahin conſequent geſchwiegen; ſein Widerſpruch, der ſehr mißbilligend klang, mußte mithin doppelt auffallen.

Frau Hellwig wandte ſich jäh und zornig nach ihrem Sohne, und die Augen der jungen Wittwe verloren für einen Moment die ſtereotype Sanftmuth; gleich darauf ſchüttelte ſie jedoch gutmüthig lächelnd den Lockenkopf und öffnete die Lippen, ohne Zweifel, um Liebes und Freundliches zu ſagen; aber ſie wurde verhindert — ein lautes Weinen Aennchens ſcholl über den Kiesplatz, und infolge deſſen, was die Regierungsräthin im Umdrehen erblickte, ſtieß ſie ſelbſt einen Schrei des Entſetzens aus. Das Kind lief, ſo ſchnell es ſein ſchwerfälliger Körper geſtattete, auf ſeine Mutter zu; in der angſtvoll emporgeſtreckten Rechten hielt es krampfhaft ein Päckchen Schwefelhölzer feſt, das Röckchen aber ſtand in hellen Flammen. Wir ſagten, die Mutter ſtieß einen Schrei des Entſetzens aus, zugleich irrte ihr verſtörter Blick über die eigene, leicht feuerfangende Toilette — wie geiſtesabweſend, mit tödtlich erblaßtem Geſichte ſtreckte ſie abwehrend ihre Hände dem Kinde entgegen und war mit einem Sprunge hinter der ſchützenden Taxuswand verſchwunden.

Die „in Duft“ gekleidete Damengeſellſchaft zerſtob wie eine aufgeſcheuchte Taubenſchaar unter lauten Angſtrufen nach allen Richtungen hin; nur Frau Hellwig erhob ſich tapfer zur Rettung des Kindes, und die beiden

Herren sprangen sofort hinüber; allein sie kamen zu spät. Felicitas stand bereits da, sie breitete ihre Kleider aus, schlug sie eng um das brennende Kind und suchte die Flammen zu ersticken — sie waren zu mächtig; der dünne Kattunrock des jungen Mädchens fing selbst Feuer, es züngelte gierig an ihr empor. Rasch entschlossen preßte sie das Kind in ihre Arme, flog durch den Grasgarten, den Damm hinauf und warf sich in den vorüberrauschenden Mühlbach.

Todesgefahr und Rettung hatten sich in wenige Augenblicke zusammengedrängt; ehe die beiden Herren nur die Absicht des fortstürzenden Mädchens begriffen, war das Feuer bereits gelöscht. Sie betraten den Damm in dem Augenblicke, als Felicitas, wieder aufrechtstehend und das triefende Kind auf dem rechten Arme haltend, mit der Linken in die Zweige eines Haselstrauches griff, um sich gegen das hier mit großer Gewalt vorüberschießende Wasser zu halten. Mit den Herren zugleich erschien die Regierungsräthin auf dem Damme.

„Mein Kind, rettet mein Aennchen!“ rief sie in verzweiflungsvollen Tönen, es sah aus, als wolle sie schnurstracks in das Wasser laufen.

„Mache Dir die Schuhe nicht naß, Adele, Du

könntest leicht den Schnupfen bekommen," sagte der Professor mit beißender Ironie, während er rasch hinabstieg und Felicitas beide Hände bot, um sie zu stützen; aber er ließ sie langsam wieder sinken — das erst völlig ruhige Gesicht des jungen Mädchens hatte sich plötzlich verwandelt, eine tiefe Furche grub sich zwischen ihre Brauen, und jener tödtlich kalte, feindselige Blick, den er bereits kannte, traf sein Auge. Sie reichte ihm, das Gesicht abwendend, die kleine Anna hin und schwang sich dann, die Hand des Rechtsanwaltes mit einem schwachen Lächeln der Dankbarkeit ergreifend, auf den Damm.

Der Professor trug das Kind in das Gartenhaus, entkleidete es mit Hülfe der jammernden Mutter und forschte nach den muthmaßlichen Brandwunden, aber es war, wunderbar genug, fast unverletzt; nur die linke Hand, von welcher, wie es selbst weinend erzählte, das Feuer ausgegangen war, zeigte Brandspuren. Die Kleine hatte, während die Regierungsräthin in der Küche gewesen, unbemerkt die Schwefelhölzchen vom Herde genommen; beim Anzünden draußen im Garten war ein Zeugstreifen, den man in Folge einer kleinen Schnittwunde um ihren Daumen gewickelt, in Brand gerathen; sie hatte die Flamme am Kleide abzustreifen gesucht und dadurch das Unglück herbeigeführt.

Die geflüchteten Damen kehrten nun auch sämmtlich zurück. Ein Gemisch von Wehklagen und Glückwünschen für die Mutter des geretteten Kindes strömte von all' den zarten Lippen, und der „arme Engel" wurde mit Liebkosungen überschüttet.

„Aber, beste Caroline," sagte die Regierungsräthin mit sanftem Vorwurfe zu dem jungen Mädchen, das bang auf das Ergebniß der Untersuchung harrend, in ihrer Nähe stand, „konnten Sie denn Aennchen nicht ein wenig draußen im Garten überwachen?"

Der Vorwurf war zu ungerecht.

„Sie hatten mir wenige Augenblicke zuvor verboten, das Haus zu verlassen," entgegnete Felicitas finster, mit einem ihrer durchdringenden Blicke auf die Frau, während das Roth der Entrüstung in ihre Wangen stieg.

„So, ei warum denn das, Adele?" frug Frau Hellwig verwundert.

„Mein Gott, Tantchen," antwortete die junge Wittwe, ohne jedwedes Zeichen der Verlegenheit, „das wirst Du leicht begreifen, wenn Du Dir dies Haar ansiehst .... Ich wollte ihr und uns den üblen Eindruck ersparen, den Nachlässigkeit stets hervorrufen muß."

Felicitas griff bestürzt nach ihrem Kopfe; sie war

sich bewußt, ihr Haar mit ängstlicher Sorgfalt geordnet zu haben; aber der Kamm, der nie recht fest sitzen wollte in den dicken, widerspenstigen Wellen, war entschlüpft — er lag höchst wahrscheinlich im Mühlbache Das aufgelöste, wundervolle Gelock wogte wie ein Glorienschein um Wangen und Schultern, noch bestreut mit einzelnen Perlen des aufgepeitschten Wassers.

„Ist das Alles der Gesammtausdruck Ihrer Dankgefühle für die rettende Hand, die Ihr Kind unversehrt durch Feuer und Wasser getragen hat, meine Gnädige?“ fragte der Rechtsanwalt scharf — sein Auge hatte bis dahin fast unverwandt auf Felicitas geruht.

„Wie mögen Sie nur so ungerecht von mir denken, Herr Frank!“ vertheidigte sich die junge Wittwe tief gekränkt. „Ein Mann wird freilich nie recht das Mutterherz begreifen lernen; es zürnt im ersten Augenblick wider Willen Denen, die ein Leiden des geliebten Kindes hätten verhüten können, wenn es auch dankbar anerkennt, daß sie ihr Versehen durch die schließliche Rettung gesühnt haben .... Meine theure Caroline,“ wandte sie sich an das junge Mädchen, „ich werde Ihnen den heutigen Tag nie vergessen .... Könnte ich doch in diesem Augenblicke schon beweisen, wie dankbar ich Ihnen bin!“ Rasch, als ob sie einer plötzlichen Eingebung folge, löste

sie das Armband und reichte es Felicitas hin. „Da nehmen Sie vorläufig — es ist mir sehr werth; aber für die Rettung meines Aennchens könnte ich das Liebste freudig opfern!“

Felicitas schob tief verletzt die Hände zurück, die ihr den Schmuck um den Arm legen wollten.

„Ich danke,“ sagte sie mit jenem stolzen Zurückwerfen des Kopfes, welches die demuthsvollen Gläubigen an dem Spielerskinde stets so entsetzlich fanden; „ich werde mich nie für das Genügen der Nächstenliebe bezahlen lassen; noch weniger aber bin ich gesonnen, irgend welches Opfer anzunehmen .... Sie sagen selbst, daß ich einfach ein Versehen gesühnt habe, und sind mir mithin nicht im Mindesten verpflichtet, gnädigste Frau.“

Frau Hellwig hatte der Regierungsräthin das Armband bereits weggenommen.

— „Du bist nicht bei Troste, Adele!“ schalt sie ärgerlich, ohne Felicitas' stolze Antwort weiter zu beachten. „Was soll denn das Mädchen mit dem Dings da anfangen? ... Schenk' ihr ein Kleid von derbem, haltbarem Gingham; das kann sie besser brauchen — und damit ist die Sache abgemacht, basta!“

Nach den letzten Worten ging der Rechtsanwalt

hinaus. Er holte seinen Hut und trat an das offene Fenster, an welchem Felicitas stand.

„Ich finde, daß wir sammt und sonders sehr grausam gegen Sie sind!“ rief er ihr zu. „Zuerst werden Sie mit schnödem Golde verwundet, und dann sehen wir Sie ungerührt in durchnäßten Kleidern dastehen... Ich werde in die Stadt laufen und das Nöthige für Sie und die kleine Brandstifterin herausschicken.“

Er grüßte und entfernte sich.

„Er ist ein Narr;“ sagte Frau Hellwig zornig zu den Damen, die ihm verdrießlich und mit schlechtverhehltem Bedauern über sein Gehen nachblickten.

Der Professor hatte, mit dem Kinde beschäftigt, kein Wort in die Belohnungsdebatte fallen lassen; wer ihm aber nahe gestanden, der mußte wissen, daß seit dem Momente, wo die Regierungsräthin dem jungen Mädchen das Armband angeboten hatte, sein Gesicht stark geröthet war .... Zum Frauenarzte, oder wohl gar zu einem jener feinen, geheimen Medicinalräthe, die hohe und höchste Krankheiten und Launen zu ihrem besonderen Studium machen, war er sicher nicht geschaffen. Er hatte etwas entsetzlich Rücksichtsloses dem zarten Geschlechte gegenüber. Es war doch so natürlich; daß man sich über den Unfall des Kindes zu Tode erschreckt

hatte und gar zu gern über die etwaigen Folgen beruhigt sein mochte; aber auf alle die theilnahmvollen Fragen der Damen hatte der Mann der Wissenschaft nur kurze, trockene Antworten, ja, einige etwas schuldlos klingende Bemerkungen wurden sogar mit beißendem Sarkasmus gegeißelt.

Er überließ die in einen dicken, wollenen Shawl gewickelte Kleine endlich den zarten Händen und schritt auf die Thüre zu. Felicitas hatte sich in die fernste Ecke des Salons zurückgezogen — dort glaubte sie sich völlig unbeobachtet. Mit schmerzhaft empor gezogenen Schultern lehnte sie an der Wand; ihr Gesicht hatte eine fahle Bläße angenommen, das vor sich hinstarrende Auge unter den gerunzelten Brauen und die fest auf einander gepreßten Lippen zeigten unverkennbar, daß sie physisch litt — sie hatte eine bedeutende Brandwunde am Arme, die ihr unsägliche Schmerzen verursuchte.

Im Begriffe, die Thüre zu schließen, sah der Professor noch einmal forschend in das Zimmer zurück; sein Blick fiel auf das junge Mädchen, er fixirte es einen Moment scharf und stand plötzlich mit wenig Schritten vor ihr.

„Sie haben Schmerz?“ fragte er rasch.

„Er läßt sich ertragen,“ antwortete sie mit zitternden Lippen, die sich sofort krampfhaft wieder schlossen.

„Die Flamme hat Sie verletzt?“

„Ja — am Arme.“ Trotz ihrer Leiden nahm sie eine zurückweisende Haltung an und wandte das Gesicht nach dem Fenster — sie konnte um Alles nicht in diese Augen sehen, die sie seit ihrer Kindheit verabscheute. Er zögerte einen Augenblick; aber die Pflicht des Arztes siegte.

„Wollen Sie nicht meine Hülfe annehmen?“ fragte er geflissentlich langsam in gütigem Tone.

„Ich will Sie nicht bemühen,“ entgegnete sie mit finsterem Blicke; „ich kann mir selbst helfen, sobald ich in der Stadt sein werde.“

„Nun, wie Sie wollen!“ sagte er kalt. „Uebrigens gebe ich Ihnen doch zu bedenken, daß meine Mutter vorläufig noch Anspruch auf Ihre Zeit und Kraft hat. Sie dürfen sich schon aus dem Grunde nicht muthwillig krank machen.“ Bei den letzten Worten vermied er, Felicitas anzusehen.

„Ich vergesse das nicht,“ versetzte sie minder gereizt; sie fühlte recht gut, daß dies Zurückführen auf ihre Pflicht nicht geschah, um sie zu demüthigen; er wollte sie offenbar bestimmen, seine ärztliche Hülfe anzunehmen. „Ich kenne unser Uebereinkommen genau,“ fügte sie hinzu, „und Sie werden mich bis zu der letzten Stunde auf dem mir angewiesenen Platze finden.“

„Nun, iſt auch hier Deine ärztliche Hülfe nöthig, Johannes?“ fragte die Regierungsräthin hinzutretend.

„Nein,“ ſagte er kurz. „Aber was thuſt Du noch hier, Adele?“ fuhr er verweiſend fort. „Ich habe Dir vorhin geſagt, daß Anna ſofort in die friſche Luft muß, und begreife nicht, weshalb Du den Aufenthalt hier in dem ſchwülen Zimmer für nöthiger hältſt.“

Er ging zur Thüre hinaus, und die Regierungsräthin beeilte ſich, ihr Kind auf den Arm zu nehmen; ſämmtliche Damen folgten ihr. Drüben am Kaffeetiſche ſaß Frau Hellwig längſt in unerſchütterter Gemüthsruhe. Zwiſchen der vorletzten Maſchentour und dem jetzt unter ihren Fingern wachſenden neuen Streifen des Strickſtrumpfes lag die Todesgefahr zweier Menſchen; aber das hatte jenes Gleichgewicht, welches auf ſtählernen Nerven und einer noch härteren Seele beruhte, nicht zu ſtören vermocht.

Endlich kam Heinrich mit den erſehnten Kleidern. Er war ſo gelaufen, daß ihm der Schweiß von der Stirne rann.

Mit Heinrich zugleich war Roſa eingetroffen. Felicitas erhielt deshalb von Frau Hellwig die Erlaubniß, in die Stadt zurückzukehren. Sie wußte, daß Tante

Cordula eine ausgezeichnete Brandsalbe in ihrem reichhaltigen Medicinkasten hatte, und eilte sofort, indeß Heinrich das Haus bewachte, hinauf in die Mansarde.

Während die alte Mamsell bestürzt die kühlende Salbe hervorholte und mit sanfter Hand den verletzten Arm verband, erzälte Felicitas den Vorfall. Sie sprach hastig, in fliegenden Worten. Physischer Schmerz und Gemüthsbewegung hatten sie in eine fieberhafte Aufregung versetzt. Noch siegte indeß der starke Wille des Mädchens über die Leidenschaftlichkeit; als aber Tante Cordula ruhig einwarf, sie hätte die ärztliche Hülfe nicht zurückweisen sollen, da brach die letzte, mühsam behauptete Schranke.

„Nein, Tante!“ rief sie hastig, „die Hand soll mich nicht berühren, und wenn sie mich aus Todesnoth erretten könnte! . . . Die Menschenclasse, aus der ich stamme, ist ihm ‚unsäglich zuwider‘. Dieser Ausspruch aus seinem Munde hat einst mein Kinderherz bis in den Tod betrübt — ich werde ihn nie vergessen! . . . Seine Pflicht als Arzt ließ ihn heute für einen Moment den Abscheu überwinden, den er gegen die ‚Paria‘ fühlt — ich will sein Opfer nicht!“

Sie schwieg erschöpft, und ihr Gesicht verzog sich im Schmerze, den die Wunde verursachte.

„Er ist nicht mitleidslos," fuhr sie nach einer Pause fort, „ich weiß es, er versagt sich Genüsse um seiner armen Patienten willen. An jedem Anderen würden mich solche fortgesetzte Opfer, solch' stille Tugend zu Thränen rühren, hier aber empören sie mich, wie an einer andern Menschenseele das Laster. . . . Ich bin unedel, Tante, niedrig denkend — ich fühle es wohl, aber ich kann mir nicht helfen, es verursacht mir heftige Pein, Zorn und Groll, an ihm etwas bewundern zu sollen, den ich bis in alle Ewigkeit verabscheue!"

Einmal vom Boden strenger Zurückhaltung und Verschlossenheit gewichen, beklagte sie sich auch heute zum ersten Male bitter über das herzlose Benehmen der jungen Wittwe. Jener eigenthümliche, rothe Fleck erschien, wenn auch flüchtig, unter dem linken Auge der alten Mamsell.

„Kein Wunder — sie ist ja Paul Hellwig's Tochter!" warf sie hin. In diesen wenigen, mit schwacher, aber schneidender Stimme gesprochenen Worten lag eine strenge Verurtheilung. Felicitas horchte überrascht auf. Nie hatte Tante Cordula eine Beziehung zu irgend einem Hellwig'schen Familiengliede berührt — die Nachricht von der Ankunft der Regierungsräthin hatte sie damals schweigend und scheinbar völlig theilnahmlos

angehört, so daß Felicitas annehmen mußte, die Verwandten am Rhein haben ihr zeitlebens fern gestanden.

„Frau Hellwig nennt ihn den Auserwählten des Herrn, den unermüdlichen Streiter für den heiligen Glauben," sagte das junge Mädchen nach einer kurzen Pause zögernd. „Er muß ein glaubensstrenger Mann sein, einer jener finsteren Eiferer, die zwar mit eiserner Consequenz nach Gottes Geboten leben, aber auch eben deshalb unerbittlich und unnachsichtig die Fehler und Schwächen Anderer richten."

Ein leises, heiseres Gelächter schlug an Felicitas' Ohr. Die alte Mamsell hatte jene eigenthümliche Art von Gesichtszügen, bei welchen man nie fragt: „sind sie schön oder häßlich?" Die herzerquickende Sprache weiblicher Sanftmuth und Güte, eines tiefsinnigen Geistes vermittelt hier zwischen den strengen Anforderungen der Schönheitsgesetze und der eigenwillig formenden Natur — wo die Linie abweicht, da ergänzt der Ausdruck, aber eben deshalb kann uns auch diese Gattung Gesichter plötzlich vollkommen fremd werden, sobald ihre gewohnte Harmonie gestört wird. Tante Cordula erschien in diesem Augenblicke förmlich unheimlich; es war ein Hohngelächter, wenn auch ein leises, gedämpftes, welches sie ausstieß, ihr sonst so stilles, liebes Gesicht

hatte etwas Meduſenhaftes durch den plötzlichen Ausdruck unſäglicher Bitterkeit und einer namenloſen Verachtung. Jene Aeußerung im Verein mit dem ſeltſamen Gebaren der alten Mamſell warfen abermals einen ſchwachen Lichtreflex auf ihre geheimnißvolle Vergangenheit, aber nicht ein leitender Faden wurde ſichtbar in dem dunklen Gewebe, und auch jetzt that ſie Alles, um den Eindruck ihres momentanen Sichgehenlaſſens bei dem jungen Mädchen zu verwiſchen.

Auf dem großen, runden Tiſche mitten im Zimmer lagen verſchiedene Mappen, ſie waren geöffnet. Felicitas kannte die zerſtreut umherliegenden Blätter und Hefte ſehr gut. Da, auf grobem, vergilbtem Papiere, mit verblichener Tinte und oft in ſehr verzwickten Hieroglyphen hingeworfen, leuchteten Namen, wie Händel, Gluck, Haydn, Mozart — es war Tante Cordula's Handſchriftenſammlung berühmter Componiſten. Bei Felicitas' Eintritt in das Zimmer hatte die alte Dame in den Papieren gekramt, die, Jahre lang unausgelüftet hinter den Glasſcheiben liegend, jetzt einen durchdringenden Modergeruch ausſtrömten. Sie nahm ſchweigend die Arbeit wieder auf, indem ſie die Papiere mit großer Vorſicht und Behutſamkeit in die Mappe ſchob. Der Tiſch leerte ſich allmälig, und dadurch wurde auch ein

tiefer unten liegendes, dickes, geschriebenes Notenheft sichtbar. „Musik zu der Operette: ‚die Klugheit der Obrigkeit in Anordnung des Bierbrauens‘, von Johann Sebastian Bach,“ stand auf dem Titelblatte.

Die alte Mamsell legte bedeutungsvoll den Finger auf den Namen des Componisten, „Gelt, das kennst Du noch nicht?“ fragte sie mit einem wehmüthigen Lächeln. „Das hat viele Jahre zusammengerollt im obersten Fache meines Geheimschrankes gelegen. . . . Heute Morgen gingen allerlei Gedanken durch meinen alten Kopf — sie meinten alle miteinander, es sei Zeit, Ordnung für die Heimreise zu machen, und nach dieser Ordnung gehört das Heft da in die rothe Mappe. . . . Es mag wohl das einzige Exemplar sein, das existirt — es wird dereinst mit Gold aufgewogen werden, meine liebe Fee. Das Textbuch, ganz speciell für unsere kleine Stadt X. und meist im hiesigen Dialect geschrieben, ist vor beinahe zwei Jahrzehnten hier aufgefunden worden und hat um seiner muthmaßlichen Bach'schen Composition willen in der musikalischen Welt Aufsehen erregt; diese Composition die man noch sucht — hier ist sie. Die Melodieen, die für die Welt weit über ein Jahrhundert hier auf dem Papiere geschlafen haben, sind für die Musiker eine Art Nibelungenhort, um so mehr,

als sie die einzigen eigentlichen Opernmelodicen sind, die Bach je componirt hat. . . . Anno 1705 haben die Schüler der hiesigen Landesschule und verschiedene Bürger drüben im alten Rathhaussaale, damals der Tuchboden genannt, die Operette aufgeführt."

Sie schlug das Titelblatt um; da stand auf der Rückseite in zierlicher Schrift: „Johann Sebastian Bach's eigenhändig geschriebene Partitur, von ihm erhalten zum Andenken im Jahre 1707. Gotthelf v. Hirschsprung." — „Der da soll mitgesungen haben," fuhr sie mit etwas vibrirender Stimme fort, indem sie auf den letzten Namen zeigte.

„Und wie kam das Heft in Deine Hände, Tante?"

„Durch Erbschaft," klang es kurz abweisend, fast rauh von Tante Cordula's Lippen, während sie die Partitur in die rothe Mappe legte.

In solchen Momenten war es geradezu unmöglich, ein Gespräch verlängern zu wollen, welches die alte Mamsell abzubrechen wünschte. In Haltung und Geberden der kleinen, hinfälligen Gestalt lag dann eine so entschiedene Zurückweisung, daß nur Tactlosigkeit und unverschämte Neugierde vorzugehen vermochten. Felicitas warf einen sehnsüchtigen Blick auf das verschwindende Manuscript; die Melodieen, die kein Lebender,

außer Tante Cordula, kannte, erregten ihr höchstes Interesse, aber sie wagte nicht, um einen Einblick zu bitten, wie sie ja auch vorhin bei ihrer Mittheilung die Armbandgeschichte völlig unerwähnt gelassen hatte — nie hätte sie eine schmerzlich klingende Saite im Innern ihrer Beschützerin zum zweiten Male berühren mögen.

Die alte Mamsell schlug den Flügel auf, und Felicitas zog sich in den Vorbau zurück. . . . Die Sonne war im Untergehen. Dort drüben lag es noch wie ein aufgewirbelter, funkelnder Goldstaub, der das Auge blendete und Himmel und Erde formlos in einander schwimmen ließ. Wie aus der Hand des Sämanns die weithin geschleuderten Körner, so fielen von dort her Streiflichter purpurn und goldig färbend auf die Wipfel des Bergwaldes und auf das blüthenbeschneite Thalgelände. Einzelne Partieen der Gegend traten dadurch überraschend und fremdartig hervor, gleich einem neuen Gedanken in der sinnenden Menschenstirne. . . . Das kleine Dorf dort, das seine letzten Hütten keck den Fuß des Berges ersteigen ließ, erreichte der Sonnenstrahl nicht mehr, aber vom Kopfe des spitzen Kirchthurms zuckten noch Blitze, und die weit offenen Thüren der Häuser zeigten das rothglühende Herdfeuer, auf welchem die Abendkartoffeln kochten. . . Süßer Abendfrieden lag

da draußen, und hier oben quoll der Blumenduft betäubend empor, kein Lüftchen trug ihn weiter, noch rührte es an die sonnenmüden Blätter und Zweige. Manchmal fiel ein schwerfälliger Maikäfer klatschend auf die Galerie, oder ein Schwalbenpaar schwirrte, von Elternsorgen getrieben, vorüber — sonst war es still, feierlich still. Um so ergreifender schwebten die Klänge des Beethoven'schen Trauermarsches heraus in den Vorbau, aber schon nach wenigen Accorden hob Felicitas erschreckt den tiefgesenkten Kopf und blickte angstvoll in das Zimmer zurück — das war kein Clavierspiel mehr; ein Tongeflüster, hinsterbend und geisterhaft, schlug es doch mit der ganzen Kraft einer unabweisbaren, urplötzlich begriffenen Mahnung an das Herz des jungen Mädchens: die Hände, die über die Tasten hinglitten, waren müde, sterbensmüde, und das, was unter ihnen hervorklang, waren die Flügelschläge einer Seele, die sich losreißen wollte für immer.

13.

Die Feuer- und Wassertaufe hatte für die zwei Betheiligten doch ihre Folgen. Ein starkes Schnupfenfieber brach während der Nacht bei dem Kinde aus, und Felicitas erwachte am andern Morgen mit heftigem

Kopfweh. Sie besorgte trotzdem die ihr übertragenen Geschäfte mit gewohnter Pünktlichkeit, der verletzte Arm hinderte sie wenig, denn die vortreffliche Salbe hatte über Nacht bereits ihre Schuldigkeit gethan.

Nachmittags kehrte der Professor nach Hause zurück. Er hatte eben eine Augenoperation, an die sich bis dahin kein Arzt gewagt, glücklich ausgeführt. In Gang und Haltung offenbarte sich wie immer jenes ruhige, rücksichtslose Sichgehenlassen, das scheinbar durch nichts aus dem Gleichgewichte gebracht werden konnte, auch die kräftige Hautfarbe seines Gesichts war nicht um eine Nüance erhöhter — wer aber sein Auge kannte, dem mußte der ungewohnte Glanz auffallen, der unter den starken Brauen hervorleuchtete; diese kalten, stahlgrauen Augen, die nur gemacht schienen, prüfend und kühl sondirend in das Seelenleben Anderer zu dringen, hatten also doch auch Momente, wo sie eigene innere Befriedigung und Wärme ausstrahlten.

Er blieb an der Hofthüre stehen und frug Friederike, die mit einem Eimer voll Wasser in die Hausflur trat, nach ihrem Befinden.

„Mir geht es wieder gut, Herr Professor, antwortete sie, ihren Eimer hinstellend, „aber die da drüben," sie zeigte über den Hof hinweg nach einem Fen-

ſter im Erdgeſchoß, „die Caroline, hat geſtern bei der Feuergeſchichte Eins weggekriegt. Ich hab' faſt kein Auge zuthun können, ſo hat ſie die ganze Nacht im Schlafe vor ſich hingeſchwatzt, und heute geht ſie mit einem Kopfe 'rum, ſo roth wie Scharlach, und —"

„Das hätten Sie früher ſagen ſollen, Friederike," unterbrach ſie der Profeſſor ſtreng.

„Ich hab's auch der Madame geſagt, aber ſie meinte, es würde ſich ſchon wieder geben. Für die iſt ſein Lebtag kein Doctor geholt worden, und ſie iſt auch durchgekommen — Unkraut verdirbt nicht, Herr Profeſſor! . . . Es hilft ja auch gar nichts, wenn man gut mit ihr ſein will," ſetzte ſie entſchuldigend hinzu, als ſie ſah, daß ſich ſein Geſicht auffallend verfinſterte; „ſie war von Klein auf ein verſtocktes Ding und hat immer ſo apart gethan, wie ein Königskind — daß Gott erbarm', ſo ein Spielersmädchen! . . . Manchmal, wenn ich für die Madame 'was Gutes gebacken oder gebraten hatte, da hab' ich ihr auch ein paar Biſſen hingeſtellt — lieber Gott, man hat ja doch auch ein Herz! Aber glauben Sie denn, ſie hätte es angerührt? Ja, Gott bewahre — ich hab's allemal wieder forttragen müſſen. Sehen Sie, Herr Profeſſor, ſo machte ſie's ſchon als Kind! Sie hat ſich überhaupt immer

nur halb fattgegeſſen, von der Zeit an, wo der ſel'ge Herr geſtorben iſt; es wundert Einen nur, daß ſie dabei ſo groß geworden iſt. . . . Das iſt aber Alles die pure Verſtocktheit und der ſündhafte Hochmuth, ſie will nichts geſchenkt haben, partout nicht! Ich hab's mit meinen eigenen Ohren gehört, wie ſie dem Heinrich geſagt hat, wenn ſie erſt einmal das ſchreckliche Haus im Rücken hätte, da wollte ſie arbeiten, daß ihr das Blut unter den Nägeln hervorkäme, und jeden verdienten Groſchen an die Madame ſchicken, bis jeder Biſſen Brod, den ſie hier im Hauſe gegeſſen hätte, bezahlt wäre."

Die alte Köchin bemerkte nicht, daß ihrem Zuhörer während ihres Herzensergusſes das Blut immer mehr in das Geſicht ſtieg. Sie hatte kaum den letzten Satz beendet, als er, ohne ein Wort zu entgegnen, ſofort über den Hof nach dem ihm bezeichneten Fenſter ſchritt. Es war ein großes Bogenfenſter mit ſteinerner Einfaſſung, das ſehr tief auf den Boden herabging und zu der Kammer gehörte, in welcher Friederike und Felicitas ſchliefen. Die offenen Flügel ließen nackte, getünchte Wände und elende Geräthſchaften ſehen, es war jener enge, abſcheuliche Raum, in welchem einſt die kleine vierjährige Felicitas die erſten Sehnſuchtsſchmerzen hatte durchleiden müſſen. . . . Jetzt ſaß ſie da am Fenſter, die

Ausgestoßene, die Verstockte, die sich nicht satt aß in fremdem Brode, die arbeiten wollte, bis ihr das Blut unter den Nägeln hervorkam, um jede Verpflichtung trotzig abschütteln zu können — ein Stolz, der sich mit wahrhaft männlicher Unbeugsamkeit inmitten der tiefsten Demüthigungen aufrecht erhalten hatte, eine energische Seele voll unerschöpflicher Kraft, und das Alles in diesem jungen Geschöpfe, das sich da so kindlich lieblich, scheinbar im Schlafe, zusammenschmiegte. Ihr Kopf ruhte, vom untergelegten Arme gestützt, auf dem Fenstersims, die atlasweiße Haut des Gesichts und die schimmernde Pracht der Haare hoben sich scharf ab von dem verwitterten, grauen Gestein. Unschuldig still und leidvoll erschien das reine Profil mit den sanftgeschlossenen Lippen und den schwermüthig herabgeneigten Mundwinkeln — lagen doch die dunklen Wimpern tief auf der bleichen Wange und bedeckten die Augen, die so oft in Groll und Erbitterung aufblitzten.

Der Professor war geräuschlos herangetreten, er betrachtete sie einen Moment unbeweglich, dann bog er sich zu ihr nieder.

„Felicitas!“ klang es weich und mitleidsvoll von seinen Lippen.

Sie fuhr empor und starrte wie ungläubig in die

Augen, die auf sie niedersahen — ihr Name, von ihm ausgesprochen, hatte sie wie ein elektrischer Schlag berührt. Aber ihre Gestalt, die eben noch wie ein harmloses Kind sich elastisch zusammengeschmiegt hatte, sie stand urplötzlich da, in jedem Muskel gespannt, gleichsam aufhorchend, als gelte es, einen feindlichen Angriff abzuwehren.

Der Professor ignorirte diese Umwandlung völlig.

„Ich höre von Friederike, daß Sie leidend sind," sagte er in dem gewohnten, ruhig freundlichen Tone des Arztes.

„Ich fühle mich wieder wohl," antwortete sie gepreßt. „Ungestörte Ruhe stellt mich stets rasch wieder her."

„Hm — Ihr Aussehen jedoch," er vollendete den Satz nicht, streckte aber ohne Weiteres den Arm herein und wollte ihr Handgelenk ergreifen. Sie wich einige Schritte tiefer in's Zimmer zurück.

„Seien Sie vernünftig, Felicitas!" ermahnte er, immer noch freundlich ernst, aber seine Brauen runzelten sich finster, als das Mädchen bewegungslos stehen blieb, während sie die Arme beinahe krampfhaft fest um ihre Taille legte. Trotz des dichten Bartes konnte man sehen, wie er zornig die Lippen zusammenkniff.

„Nun, so werde ich nicht mehr als Arzt, sondern als Vormund zu Ihnen sprechen," sagte er in hartem Tone, „und als solcher befehle ich Ihnen, sofort hierher zu kommen!"

Sie sah nicht auf, ihre Wimpern legten sich vielmehr noch tiefer auf die Wangen, die eine glühende Röthe bedeckte, und ihre Brust hob und senkte sich im schweren inneren Kampfe, aber sie kam langsam heran und reichte ihm schweigend, mit weggewandtem Gesichte, die Hand hin, die er sanft in die seine nahm. . . . Diese außerordentlich schmale, kleine, aber hartgearbeitete Hand zitterte so heftig, daß es wie ein tiefes Erbarmen durch die ernsten Züge des Professors ging.

„Thörichtes, eigensinniges Kind, da haben Sie mich nun wieder einmal gezwungen, mit aller Strenge gegen Sie aufzutreten!" sagte er mit mildem Ernste. „Und ich hätte gewünscht, daß wir ohne weitere Feindseligkeiten aus einander gehen sollten. . . . Haben Sie denn gar keinen anderen Blick für mich und meine Mutter, als den eines unauslöschlichen Hasses?"

„Man kann nicht anders ernten wollen, als man gesäet hat!" entgegnete sie mit halberstickter Stimme. Sie strebte fortwährend, sich loszuwinden, und ihre Augen hafteten mit einem so still entsetzten Ausdrucke

auf den Fingern, die ihr Handgelenk weich, aber kräftig umschlossen, als seien sie glühendes Eisen.

Jetzt ließ er ihre Hand rasch fallen. Milde und Mitleid verschwanden aus seinen Zügen, er stieß mit der Spitze seines Stockes ärgerlich nach einigen schuldlosen Grashalmen, die zwischen dem Gefüge des Pflasters sprossten — Felicitas athmete auf, so sollte er sein, rauh, hart; sein mitleidsvoller Ton war ihr entsetzlich.

„Immer derselbe Vorwurf", sagte er endlich kalt. „Ihr übermäßiger Stolz mag freilich oft genug verwundet worden sein; war es doch gerade unsere Aufgabe, Sie auf möglichst gemäßigte Ansprüche zurückzuführen .... Ich kann getrost Ihren Haß auf mich nehmen, denn ich habe nur Ihr Bestes gewollt; und meine Mutter? ... nun, ihre Liebe mag schwer zu gewinnen sein, das will ich nicht bestreiten, aber sie ist unbestechlich gerecht, und schon ihre Gottesfurcht wird nicht zugelassen haben, daß Ihnen wirkliches Leid und Unrecht geschehe .... Sie sind im Begriffe, hinauszutreten in die Welt und sich auf eigene Füße zu stellen, dazu bedarf es in Ihrer Lage vor Allem der Fügsamkeit ... Wie soll Ihnen der Verkehr mit den Menschen überhaupt möglich werden, bei Ihren falschen Ansichten, die Sie so

eigenſinnig feſthalten! Wie wollen Sie je auch nur ein Herz gewinnen mit dieſen trotzigen Augen?"

Sie hob die Wimpern und ſah ihn ruhig und feſt an.

„Wenn man mir beweiſt, daß meine Anſichten der Moral und der reinen Vernunft gegenüber nicht Stich halten, dann will ich ſie gern fallen laſſen", entgegnete ſie mit ihrer tiefen, ausdrucksvollen Stimme. „Aber ich weiß, ich ſtehe nicht allein mit der Ueberzeugung, daß keinem Menſchen, und ſei er, wer er wolle, das Recht zukommt, Andere zu geiſtigem Tode zu verurtheilen; ich weiß, das tauſend Andere mit mir fühlen, wie ungerecht und ſtrafbar es iſt, einer Menſchenſeele die Berechtigung des Aufwärtsſtrebens abzuſprechen, weil ſie in einem niedrig geborenen Leibe wohnt .... Ich gehe getroſt hinaus unter die Menſchen, denn ich habe Vertrauen zu ihnen und hoffe zuverſichtlich, Diejenigen zu finden, denen ich ganz gewiß nicht trotzig gegenüberſtehen will .... Ein unglückliches Menſchenkind wie ich, das unter gemüthloſen Seelen leben muß, hat keine andere Waffe, als ſeinen Stolz, keine andere Stütze, als das Bewußtſein, daß es auch Gottes Kind, Geiſt von ſeinem Geiſte iſt. Ich weiß, daß für ihn alle die Stufen und Schranken in der menſchlichen Geſellſchaft nicht

bestehen — sie sind Menschenerfindung, und je kleiner und erbärmlicher die Seele, um so fester hält sie an ihnen."

Sie wandte sich langsam um und verschwand hinter der Thüre, die nach der Gesindestube führte, und er stand draußen und starrte ihr nach, dann drückte er den Hut tief in die Stirne und schritt dem Hause zu. Was in diesem gesenkten Kopfe vorging, vermochte wohl Niemand zu ergründen; so viel aber war gewiß, jener Glanz seiner Augen, den er vorhin mit heimgebracht, war verflogen — es lag wie ein finster, brütender Geist auf den stark gefurchten Brauen.

In der Hausflur standen der Rechtsanwalt Frank und Heinrich beisammen. Der Professor sah rasch, wie erwachend, auf, als ihre Stimmen sein Ohr berührten.

„Nun, Du hast Patienten im Hause, Professor?" fragte der Rechtsanwalt, indem er ihm die Hand reichte. „Die Feuergeschichte hat fatale Folgen, wie ich höre — das Kind —"

„Hat ein tüchtiges Schnupfenfieber," ergänzte der Professor trocken. Er schien offenbar nicht in der Laune, sich auf weitere Erörterungen einzulassen.

„Ach, Herr Professor, das hat ja wohl nicht viel zu bedeuten!" meinte Heinrich. „Das Kind ist einmal

eine arme kranke Creatur und pimpelt den ganzen Tag — wenn aber so ein Mädchen, wie die Fee, der das ganze Jahr keine Ader weh thut, den Kopf hängt, da kommt Einem die Angst."

„Nun, von der Kopfhängerei habe ich nicht viel bemerken können", sagte der Professor mit auffallend scharfer Stimme — man sah, wie unter dem Barte die Mundwinkel ironisch zuckten. „Der Kopf sitzt fest wie irgend einer — darauf kannst Du Dich verlassen, Heinrich!"

Er schritt mit dem Rechtsanwalt die Treppe hinauf. Auf den obersten Stufen kam ihnen Aennchen entgegen; sie war barfuß und im Nachtkleidchen, auf dem gedunsenen Gesichtchen glühten Fieberflecken, und die Augen waren geschwollen vom Weinen.

„Mama fort, Rosa fort, Aennchen will Wasser trinken!" rief sie dem Professor entgegen. Er nahm sie erschrocken auf den Arm und trug sie in das Schlafzimmer zurück — Niemand war zu sehen. Erzürnt rief er nach dem Mädchen. Eine ferne Thüre ging auf, und mit erhitztem Gesichte, das Bügeleisen in der Hand, kam Rosa herbeigelaufen; dort in dem Zimmer blähte sich eine ungeheure, blüthenweiße Mullwolke auf dem Bügelbrette.

„Wo stecken Sie denn? Wie können Sie das Kind allein lassen?“ fuhr er sie an.

„Ach, Herr Professor, ich kann mich doch nicht in Stücke theilen!“ vertheidigte sich das junge Mädchen, fast weinend vor Aerger. „Die gnädige Frau muß durchaus ein frischwaschenes Kleid morgen früh haben — das Waschen und Bügeln nimmt ja gar kein Ende mehr — wenn Sie nur wüßten, solch' ein Kleid ist eine Heidenarbeit —“

Sie hielt inne, der Rechtsanwalt brach in ein lautes Gelächter aus.

„O, über die Frau im einfachen weißen Mullkleide!“ rief er und hielt sich die Seiten, denn das finster verlegene Gesicht des Professors erschien ihm urkomisch.

„Die gnädige Frau meinten,“ nahm Rosa ihre Vertheidigungsrede wieder auf, „es sei ja doch nur ein leichtes Schnupfenfieber bei Aennchen, sie könnte ganz gut einmal auf ein halbes Stündchen allein bleiben; sie hat ihr allerhand Spielzeug auf's Bettchen gegeben —“

„Und wo ist meine Cousine?“ unterbrach der Professor sie rauh.

„Die gnädige Frau sind mit Madame Hellwig in den Missionsverein gegangen.“

„So," schnitt er ihren Bericht kurz ab — er sah grimmig aus. „Jetzt gehen Sie und machen Sie den Plunder fertig!" befahl er, nach der Thüre zeigend, aus der sie gekommen war, dann rief er nach Friederike, aber die alte Köchin steckte mit beiden Händen in einem eben angerührten Teige und schickte Felicitas.

Das junge Mädchen kam die Treppe herauf. Noch lag die feine Röthe innerer Bewegung auf ihren Wangen, doch ihr Auge streifte kühl und ernst das aufgeregte Gesicht des Professors. Sie blieb in ruhig fester Haltung stehen und erwartete schweigend seine Befehle. Es kostete ihm augenscheinlich große Ueberwindung sie anzureden.

„Die kleine Anna ist ohne Aufsicht — wollen Sie bei ihr bleiben, bis ihre Mutter zurückkommt?" fragte er endlich; einem aufmerksamen Ohre konnte es nicht entgehen, daß er seine Stimme zu einem freundlichen Tone zwang.

„Sehr gern," antwortete sie unbefangen, „aber ich habe ein Bedenken — die Frau Regierungsräthin liebt es nicht, das Kind mit mir zusammen zu sehen. Wollen Sie die Verantwortlichkeit übernehmen, so bin ich bereit."

„Ja wohl, das will ich."

Sie schritt ohne Weiteres in das Schlafzimmer

und schloß die Thüre. Der Rechtsanwalt sah ihr mit aufleuchtenden Augen nach.

„‚Fee‘ nennt sie Heinrich seltsamerweise,“ sagte er zu dem Professor, während er neben ihm die Treppe nach dem zweiten Stocke hinaufstieg, „und so sonderbar auch der Name auf seiner derben Zunge klingt, auf die Erscheinung paßt er prächtig. . . . Ich muß aufrichtig gestehen, ich begreife nicht, wo Ihr, Du sowohl wie Deine Mutter, den Muth hernehmt, dies merkwürdige Mädchen Eurer alten Köchin und dem naseweisen Kammerkätzchen da unten gleichzustellen.“

„Ah — wir hätten sie in Sammet und Seide wickeln sollen, meinst Du?“ rief der Professor so heftig gereizt, wie ihn sein Freund noch nie gesehen. „Und weil dem Hause Hellwig eine Tochter versagt ist, so hätte, Deiner Ansicht nach, der leere Platz nicht vortrefflicher ausgefüllt werden können, als mit dieser Fee, oder besser ‚Sphinx‘, wie ich sie nenne. . . . Du bist von jeher ein Schwärmer gewesen! . . . . Uebrigens steht es Dir frei“ — sein Ton vibrirte vor innerer Aufregung — „die Tochter des Taschenspielers zur Frau Frank zu machen — meinen Segen als Vormund hast Du!“

Das feine Gesicht des Rechtsanwaltes erröthete bis unter den lockigen Haarstreifen über der Stirne.

Er sah einen Moment angelegentlich durch das Fenster hinunter auf den Marktplatz — sie hatten im Gespräche das Zimmer des Professors betreten und dann wandte er sich lächelnd um.

„So, wie ich das innerste Wesen des Mädchens auffasse, wird sie sich schwerlich um Deinen vormundlichen Segen kümmern; ich würde mithin lediglich auf ihre Entscheidung angewiesen sein," entgegnete er nicht ohne leisen Spott, „und wenn Du meinst, mein Ohr mit der Bezeichnung ‚Taschenspielerstochter' zu erschrecken, so irrst Du Dich gewaltig, mein sehr verehrter Professor. . . . Du freilich, bei Deinen Grundsätzen, würdest einen solchen Gedanken nicht ohne gewaltige Nervenerschütterung ausdenken — ein Spielerskind mit warmem, raschem Herzschlage und das kühle Blut ehrenfester Kauf- und Handelsherren, das fein gemessen durch Deine Adern fließt — das ginge freilich nun und nimmer — Die dort müßten sich ja sammt und sonders im Grabe umdrehen!"

Er zeigte durch die offene Thüre in die anstoßende große Erkerstube. Dort an der langen Wandseite hing eine Reihe vortrefflich gemalter männlicher Oelbilder, stattliche, behäbige Gestalten mit funkelnden Diamanten an den Fingern und auf dem zierlich gefältelten Busen-

ſtreifen. Das waren verſchiedene Bürgermeiſter und Commerzienräthe, die einſt den Namen Hellwig getragen hatten.

Der Profeſſor ging hinüber in das Zimmer — die Nadelſtiche des Spottes ſchienen an ihm abzugleiten. Er kreuzte die Arme über der Bruſt und ſchritt einigemal unter den Bildern auf und ab.

„Sie haben tadellos dageſtanden im Leben," ſagte er plötzlich ſtehen bleibend. „Ob Jeder ohne innere Anfechtung und Kämpfe dieſe makelloſe äußere Würde und Haltung behauptet hat — ich glaube es nicht. Die menſchliche Natur hat viel Sprödes, ſie widerſtrebt da meiſt am hartnäckigſten, wo ſie gehorchen muß. . . . Alle dieſe Opfer ſind Steine zu einem ſoliden Bau geweſen, und dieſer Bau heißt ‚das Haus Hellwig'. Sollen ſie gefordert und gebracht worden ſein, damit ein Enkel kommt und ſie mit einem Fußtritte wie ein Kartenhaus umſtößt? . . . Gott ſoll mich bewahren!"

Es ſah faſt aus, als habe er mit dieſen Worten einen inneren Conflict gelöſt, denn die ſeltene Gereiztheit, die Frank mit Verwunderung an ihm beobachtet hatte, war verſchwunden, als er in ſein Zimmer zurückkehrte. —

Felicitas mochte vielleicht eine halbe Stunde am

Bette des Kindes gesessen haben, als die Regierungsräthin nach Hause kam. Ihr Gesicht verfinsterte sich sofort beim Erblicken des jungen Mädchens.

„Wie kommen Sie hierher, Caroline?“ fragte sie scharf, indem sie ihren Sonnenschirm auf das Sopha warf und hastig ihre feinen dänischen Handschuhe abstreifte. „Ich habe Sie doch sicher nicht um diese Dienstleistung ersucht!“

„Aber ich,“ sagte der Professor mit harter Stimme, der plötzlich hinter ihr auf der Schwelle der offenen Thüre erschien. „Dein Kind brauchte Aufsicht, es kam mir barfuß auf der Treppe entgegen.“

„Nicht möglich! . . . Ja, Aennchen, wie konntest Du denn so unfolgsam sein?“

„Bist Du wirklich im Zweifel, Adele, wer hier den Vorwurf verdient?“ fragte der Professor noch immer sich beherrschend, aber es grollte bereits in seiner Stimme.

„Mein Gott, ich bin ja trostlos über dies pflichtvergessene Geschöpf, die Rosa! . . . Sie hat auf der Gotteswelt nichts zu thun, als das Kind zu beaufsichtigen, aber ich weiß schon, man darf nur den Rücken wenden, da gafft sie zum Fenster hinaus, steht vor'm Spiegel —“

„Zufällig steht sie in diesem Augenblicke am Bügel-

brette und richtet im Schweiße ihres Angesichts ein Kleid her, das Du à tout prix morgen anziehen mußt," unterbrach sie der Professor in schneidendem Hohne jedes Wort markirend.

Sie erschrak heftig. Die tödtlichste Verlegenheit spiegelte sich momentan auf ihrem Gesichte, allein sie faßte sich rasch.

„Gott, wie albern!" rief sie, unmuthig die weiße Stirne runzelnd, „da hat sie mich wieder einmal völlig mißverstanden — ich habe häufig das Unglück!"

„Gut," unterbrach er sie beharrlich, „wir wollen dies Mißverständniß gelten lassen, aber wie mochtest Du ihr, deren Unzuverlässigkeit Du eben hervorhobst, Dein krankes Kind allein anvertrauen?"

„Johannes, mich rief eine heilige Pflicht!" antwortete die junge Wittwe nachdrücklich mit einem schwärmerischen Aufschlage ihrer schönen Augen.

„Deine heiligste ist die Mutterpflicht!" rief er — in diesem Augenblicke war er sehr zornig. „Ich habe Dich nicht hierher geschickt, um in Missionsangelegenheiten thätig zu sein, sondern einzig und allein des Kindes wegen!"

„Um Gotteswillen, Johannes, wenn die Tante und mein Papa Dich hörten! . . . Früher dachtest Du anders!"

„Das gebe ich Dir vollkommen zu. Eigenes Denken aber wird uns stets auf den unerschütterlich festen Satz der Moral zurückführen, daß wir zunächst unsere ganzen Kräfte dem Boden zuwenden sollen, auf den uns die Vorsehung gestellt hat — und wenn Du dereinst hundert aus dem Heidenthume gerettete Kinderseelen dem Ewigen aufzählen kannst, sie werden nicht um ein Jota den Vorwurf rechtfertigen, daß Du Dein eigenes darüber hast zu Grunde gehen lassen!"

Das Gesicht der Regierungsräthin glühte wie eine Päonie. Sie rang nach Fassung und der gewohnten Sanftmuth, und es gelang ihr.

„Sei nicht so streng gegen mich, Johannes!" bat sie. „Bedenke, daß ich ein schwaches Weib bin, aber gewiß immer nur da Beste will. . . . Habe ich gefehlt, so ist es wohl auch hauptsächlich aus Liebe zu Deiner guten Mutter geschehen, die meine Begleitung wünschte — es soll aber gewiß nicht wieder vorkommen."

Die Regierungsräthin hatte mit dem weichsten Tone ihrer flötenartigen Stimme gesprochen und bot dem Professor lieblich lächelnd die Hand. Sonderbar, der ernste Mann erröthete wie ein junges Mädchen — es war ihm wohl selbst unbewußt, daß ein scheuer Seitenblick rasch nach Der hinüberstreifte, die mit gesenkten

Lidern am Bette des Kindes saß — er erfaßte zögernd die Hand mit zwei Fingern und ließ sie sofort wieder fallen. . . . Die zwei Taubenaugen, welche bittend und unverwandt auf seinem Gesichte geruht hatten; funkelten auf, und das Gesicht erblaßte, aber die Sanftmuth wurde tapfer behauptet. Die junge Frau nahm den Kopf ihres Kindes zwischen ihre Hände und hauchte einen Kuß auf die kleine, fieberglühende Stirne.

„Ich kann nun Aennchens Pflege wieder übernehmen und danke Ihnen herzlich, liebe Caroline, daß Sie mich einstweilen vertreten haben," sagte sie freundlich zu Felicitas.

Das junge Mädchen erhob sich rasch, aber die Kleine brach in ein bitterliches Weinen aus und umklammerte mit beiden Händen fest ihren Arm.

Der Professor prüfte den Puls des Kindes.

„Sie hat starkes Fieber; ich darf durchaus nicht zulassen, daß sie sich noch mehr aufregt," sagte er mit kalter Freundlichkeit zu Felicitas. „Sie bringen wohl das Opfer, dazubleiben, bis sie eingeschlafen sein wird?"

Sie nahm schweigend ihren Platz wieder ein, und er ging, hinaus. Zu gleicher Zeit eilte die Regierungsräthin in ihr Wohnzimmer und ließ die Thüre hinter sich ziemlich unsanft in's Schloß fallen. Felicitas hörte

wie sie d'rin mit raschen Schritten auf und nieder lief. Plötzlich klang ein scharfes Geräusch, wie das Zerreißen irgend eines Gewebes durch die Thüre. Aennchen richtete sich horchend auf und fing an zu zittern; das Geräusch wiederholte sich und folgte immer rascher auf einander.

„Mama, Aennchen will artig sein, will's nicht wieder thun! Ach, Mama, Aennchen nicht patschen!" rief das Kind plötzlich wie außer sich.

In dem Augenblicke trat Rosa in das Zimmer. Das frische Gesicht des Mädchens sah blaß und erschreckt aus.

„Sie zereißt wieder einmal — ich hörte es auf dem Vorplatze," murmelte sie mit einem unsäglich verächtlichen Ausdrucke zu Felicitas hinüber." „Still, Herzchen," flüsterte sie dem Kinde beschwichtigend zu, „Mama thut Dir nichts; sie kommt nicht heraus und wird bald wieder gut!"

Drüben wurde eine Thüre zugeschlagen, die Regierungsräthin hatte sich entfernt. Rosa ging in das Wohnzimmer und kam gleich darauf mit einem Bündel weißer Fetzen in der Hand zurück — es waren die Ueberreste eines ehemaligen Battisttaschentuches.

„Wenn sie in Wuth kommt, so kennt sie sich selbst

nicht mehr!“ grollte das Mädchen flüsternd. „Da zerreißt sie; was sie gerade unter den Händen hat, und schlägt auch ohne Gnade und Barmherzigkeit zu — das weiß der arme kleine Tropf da recht gut.“

Felicitas drückte das Kind an ihre Brust, als müsse sie es vor den Zornesausbrüchen der leidenschaftlichen Mutter schützen, ihre Besorgniß war jedoch ohne Grund. Die Stimme der Regierungsräthin klang plötzlich in ihrer Glockenreinheit vom Vorsaale her; sie plauderte heiter mit dem die Treppe herabkommenden Rechtsanwalte, und als sie bald darauf das Schlafzimmer wieder betrat, war ihr Aussehen schöner und anmuthiger denn je. Die Zornröthe lag noch als zart hingehauchter Carmin auf den sanft gerundeten Wangen. und wer hätte bei dem ganzen lieblichen Gesichtsausdrucke den auffallenden Glanz der Augen für etwas Anderes als die erhöhten Regungen einer schönen weiblichen Seele halten mögen?

16.

Als Felicitas auf das Ersuchen des Professors hin den Platz an Anna's Bette wieder einnahm, hätte sie nicht gedacht, daß sie ein vieltägiges Wärteramt antrete

— die Kleine wurde gefährlich krank und litt weder ihre Mutter noch Rosa in ihrer Nähe; nur der Professor und Felicitas durften sie berühren und ihr die Medicin reichen. In ihren Fieberphantasieen spielte das zerrissene Battisttuch eine große Rolle. Der Professor hörte mit Verwunderung die Angst- und Furchtäußerungen des Kindes und jagte mehr als einmal durch seine eindringlichen, forschenden Fragen die Röthe des Schreckens und der Verlegenheit in das Gesicht der Regierungsräthin. Sie blieb aber, von Rosa unterstützt, stets bei dem Ausspruche, daß Aennchen einen schlimmen Traum gehabt haben müsse.

Felicitas fand sich rasch in ihre Aufgabe als Pflegerin, obgleich ihr dieselbe anfänglich durch den stündlichen Verkehr mit dem Professor sehr erschwert wurde; aber die Sorge um das Leben des Kindes, die sie mit ihm theilte, half ihr schneller über das Peinliche ihrer Situation, als sie meinte. Es kam ihr selbst höchst wunderbar vor, wie gut sie ihn in seinem Wesen als Arzt verstand. Während er den Anderen, selbst der Mutter des Kindes, undurchdringlich erschien, wußte sie stets sofort, ob er die Gefahr gesteigert fand, oder Hoffnung schöpfte. Deshalb bedurfte es aber auch fast nie eines erklärenden Wortes seinerseits, um sie auf das ein-

gehen zu machen, was der Augenblick erheischte. Er wechselte mit ihr im Nachtwachen ab, allein auch tagsüber war er sehr viel im Krankenzimmer. Stundenlang saß er geduldig neben dem Bettchen und legte seine Hände abwechselnd auf die Stirne des Kindes — dann ruhte es still und unbeweglich, es mußte eine eigenthümlich beschwichtigende Kraft in diesen Händen liegen.

Unwillig und tief erregt suchte das junge Mädchen die vergleichenden Gedanken abzuschütteln, die sie beschlichen, wenn sie, unfern von ihm sitzend, ihn schweigend beobachtete. Das waren noch dieselben unregelmäßigen, harten Linien des Gesichts, dieselbe wuchtig hervortretende Stirne, über welcher das dicke Haar peinlich sorgfältig zurückgeschlagen lag — es waren dieselben Augen, dieselbe Stimme, Alles in Allem der Schrecken ihrer Kindheit, aber den finster asketischen Zug, der einst den Jünglingskopf so unjugendlich und abstoßend hatte erscheinen lassen, suchte sie vergebens. . . . Von jener nicht schön geformten, jedoch bedeutenden Stirne ging es aus wie ein mildes Licht, und wenn sie hörte, wie er dem aufgeregten Kinde mit unaussprechlich sanfter Stimme beschwichtigend zuredete, so konnte sie sich nicht verhehlen, daß er seinen Beruf in seiner ganzen Heiligkeit erfasse. Er stand nicht mit kalt-grausamem Achsel-

zucken den unvermeidlichen Schmerzen Anderer gegenüber, suchte nicht allein den Körper vor der Vernichtung zu retten — die bangende Seele fand an ihm eine Stütze; sie las das Mitgefühl in seinen Augen und schöpfte Muth und Trost aus seiner Stimme. Er hatte die Sprache in seiner Gewalt, wie selten ein Mensch. Es standen ihm Klänge und Worte zu Gebote, die das Herz des jungen Mädchens wie elektrische Schläge berührten. . . Wer dachte in solchen Augenblicken an seine unschönen, eckigen Bewegungen, an sein abstoßendes Wesen im geselligen Verkehr? Da war er eine sichtlich schöne Erscheinung, ein Mann im Bewußtsein großer moralischer Kraft, der rastlos denkende und kämpfende Vermittler zwischen den zwei erbitterten Gegnern „Leben und Tod“ . . . Aber mochten auch alle diese Gedanken versöhnend an ihr vorüberziehen, die Schlußbetrachtung war dieselbe: „Er fühlt und denkt menschlich, er hat Erbarmen mit dem hülflosen Zustande des geringsten Nächsten — das verfehmte Spielerskind hat mithin doppelten Grund, ihn zu verabscheuen, denn ihm war er ein mitleidsloser Unterdrücker, ein vorurtheilsvoller, ungerechter Richter.“

Er hatte bei dem jetzigen täglichen Verkehr nicht ein einziges Mal jenen weichen Ton wieder angeschlagen,

der ihr ſchrecklich war, und gegen welchen ſie ſtets mit den Waffen des Trotzes und der Zurückweiſung kämpfte. Er hielt die kalt höfliche Freundlichkeit feſt, die er ſeit dem letzten Geſpräche mit ihr angenommen, und auch dieſe lag mehr in ſeinem Geſichtsausdrucke, als in ſeinen Worten, denn, die unerläßlichen Fragen ausgenommen, ſprach er faſt nie mit ihr. Einen ſchweren Stand hatte er der Regierungsräthin gegenüber. Sie geberdete ſich anfänglich wie unſinnig und wollte es durchaus nicht zulaſſen, daß Felicitas ihre und Roſa's Stelle am Krankenbette einnehme; es bedurfte ſeiner ganzen Entſchiedenheit, um ſie zur Ruhe zu bringen. Dagegen ließ ſie es ſich durchaus nicht nehmen, alle Augenblicke den von dem Kinde ſo ſehr gefürchteten Lockenkopf lauſchend zur Thüre hereinzuſtecken; ſonderbarer Weiſe traf es ſich dann ſtets, daß ihr Couſin und Felicitas zuſammen im Krankenzimmer waren. . . . Sie weinte und rang die weißen Hände — es giebt kein menſchliches Geſicht, das in wahrhaft ſchmerzlicher und angſtvoller Aufregung ſchön unter einem Thränenguſſe bliebe, mögen die Dichter auch ihre Heldinnen hinreißend in ihren Thränen ſein laſſen — hier aber, auf dieſem roſigen Ovale vertiefte ſich kein Zug, nicht ein krampfhaft verzogenes Fältchen erſchien, die zarte Haut

zeigte keinen einzigen entstellenden rothen Flecken, leise rieselten die hellen Thränenperlen über die Wangen — es war ein so vollendet künstlerisches Weinen, wie es sich der Maler zu einer Mater dolorosa nicht schöner denken kann. . . Welch' ein Unterschied zwischen ihr und jenem bleichen, überwachten und angstvollen Mädchengesichte am Bette des Kindes! . . . Jeden Abend erschien sie pünktlich in elegantem Schlafrocke; ein wunderfeines Spitzenhäubchen umschloß das bezaubernde Gesicht, und die feinen Hände hielten ein Andachtsbuch — sie wollte wachen. Ein und dasselbe Wortgefecht erhob sich jedesmal zwischen ihr und dem Professor, sie wiederholte stets ein und dieselbe Phrase der Verwahrung gegen Eingriffe in ihre mütterlichen Rechte, und ging dann sanft weinend und klagend, um am anderen Morgen frisch wie eine Mairose aufzustehen.

Es war der neunte Abend seit Aennchens Erkrankung. Das Kind lag in dumpfer Betäubung; nur dann und wann rang sich ein unarticulirtes Lallen von seinen Lippen. Der Professor hatte lange, die Stirne sorgenvoll in die verschlungenen Hände gedrückt, am Bettchen gesessen; da stand er plötzlich auf und winkte Felicitas in das Nebenzimmer.

„Sie haben die vergangene Nacht gewacht und sich

auch gestern und heute nicht einen Moment der Ruhe gönnen dürfen, und doch verlange ich noch weitere Opfer von Ihnen," sagte er. „Diese Nacht wird entscheidend sein. Ich könnte nun zwar meine Cousine oder Rosa in die Nähe des Kindes lassen, denn es ist bewußtlos; aber ich brauche wahrgemeinte Hingebung und Besonnenheit neben mir — wollen Sie heute noch einmal wachen?"

„Ja."

„Doch es werden voraussichtlich Stunden der Angst und Aufregung, die Sie durchmachen müssen — fühlen Sie sich noch stark genug?"

„O ja — ich habe das Kind lieb, und schließlich — will ich."

„Haben Sie ein so festes Vertrauen auf die Kraft Ihres Willens?" Seine Stimme nahm bereits wieder jene milde Färbung an.

„Er ist mir bis jetzt noch nicht treulos geworden," entgegnete sie; ihr bis dahin völlig ruhiger Blick wurde sofort eisig und abweisend.

Die Nacht brach herein — eine süße, lautlos schweigende Frühlingsnacht! Das volle, funkelnde Mondlicht schwebte über der schlafenden Stadt; im Erkerzimmer des alten Kaufmannshauses streifte es gleichsam mit silbernem Flügel die stillen Bilder an den Wänden

und hauchte ein fremdartiges Leben über die festgezauberten Gestalten; die Blumen im Fußteppich leuchteten auf unter dem bleichen Lichte, und aus dem Crystallkronleuchter an der Decke sprühten Millionen Silberfunken. . . . D'rin aber, im dunklen Krankenzimmer, kreiste eine furchtbare Gewalt über dem schmalen Bette — die Kreise wurden enger und senkten sich tiefer und tiefer auf den qualvoll ringenden kleinen Körper, das Kind lag in den heftigsten Krämpfen. . . . Der Professor saß neben dem Bette; sein Blick ruhte unverwandt auf den zuckenden Gliedern und dem unkenntlich gewordenen, verzerrten Gesichtchen. Er hatte Alles gethan, was im Bereiche ärztlicher Kunst und menschlichen Wissens lag, und nun mußte er macht- und thatlos verharren und die Naturkräfte ihren erbitterten Streit allein auskämpfen lassen.

Draußen schug es Zwölf mit langaushebenden Schlägen. Felicitas, die still am Fußende des Bettes saß, schauerte in sich hinein: es war ihr, als müsse eine dieser mächtigen Schwingungen die Kinderseele mit hinwegnehmen . . . und wirklich wurde der heftig arbeitende Körper plötzlich schlaffer, die kleinen, festgeballten Hände lösten sich und fielen matt auf die Decke, und nach wenig Augenblicken lag auch das Köpfchen bewe-

gungslos in den Kiſſen. . . . Der Profeſſor hatte ſich über das Bett geneigt — bange zehn Minuten verſtrichen, dann hob er den Kopf und flüſterte bewegt: „Ich halte ſie für gerettet!“

Das junge Mädchen bog ſich forſchend über die Kranke; ſie hörte tiefe, ruhige Athemzüge und ſah, wie ſich die kleinen, todtmüden Glieder behaglich in den Kiſſen ſtreckten. Lautlos erhob ſie ſich und ging hinaus in das Nebenzimmer. Sie trat in eines der weit offenen Fenſter. Die würzige Nachtluft, in die ſich bereits ein herber Hauch von Morgenröthe miſchte, ſtrich erquickend an ihr vorüber; ſie lehnte das müde Haupt an die ſteinerne Fenſtereinfaſſung, während ihre gefalteten Hände ſchlaff niederſanken. Auf dem Simſe ſtand ein Theerоſenſtrauch; er hatte eine einzige, prachtvolle Blüthe — doppelt bleich im weißen Mondenglanze hing ſie ſchaukelnd über der blaſſen Stirne, dem flimmernden Haare des Mädchens. . . . Felicitas' Pulſe klopften fieberhaft — kein Wunder; da d'rin in dem dumpfen, ſchwülen Raume war ja der Tod hart an einem Menſchen vorübergeſchritten; die Spannung ihrer Nerven während der letzten Stunde war eine furchtbare geweſen — kein anderer Laut, als das vereinzelte, ſchrille Aufkreiſchen des Kindes hatte ihr Ohr getroffen; ſie hatte nichts

geſehen, als den zuckenden Körper der Kranken und das ſtumme, bleiche Geſicht des Arztes, der nur durch Winke und Blicke ihre Hülfeleiſtungen forderte — vier enge Wände umſchloſſen ihn und ſie allein; ſie wirkten zuſammen in Ausübung der Nächſtenpflicht und Barmherzigkeit, während die tiefe Kluft des Haſſes und des Vorurtheils zwiſchen ihnen lag.

Die heißen, trockenen Augen des jungen Mädchens ſtarrten durch das gegenüberliegende Eckfenſter nach der mondbeleuchteten Fronte des Rathhauſes. Die Statuen zu beiden Seiten der Uhr, eine Muttergottes und der heilige Bonifacius, traten geiſterhaft lebendig aus ihren Niſchen hervor — was half es, daß ſie ſchützend und ſegnend da droben ſtanden? Dicht unter ihnen war das Unglück geſchehen. Die drei hohen Fenſter dort, die jetzt ſilbern glitzerten, hatten an jenem unglückſeligen Abende die rothe Gluth einer feenhaften Beleuchtung ausgeſtrahlt, und da, wo jetzt der Mondſchein einſam und harmlos auf dem Boden ſpielte, war die wundervolle Frauengeſtalt unerſchrocken vor die verſammelte Menſchenmenge und die dräuenden Feuerwaffen hingetreten; aber unter dem Panzer hatte ein warmes, banges Mutterherz geklopft — einſam, im fremden Hauſe ſchlummerte derweil ihr Kind, für das ſie erwerben

mußte, für das sie immer wieder hinaustrat, bis die letzten sechs Schüsse krachten, unter denen sie sterbend zusammenbrach.

Der Professor trat aus dem Krankenzimmer und schloß die Thüre geräuschlos hinter sich. Er ging auf Felicitas zu, die unbeweglich im Fenster stehen blieb.

„Aennchen schläft sanft," sagte er. „Ich werde den Rest der Nacht bei ihr bleiben; ruhen Sie nun auch."

Felicitas verließ sofort, ohne das Ende seiner Worte abzuwarten, die Fensternische und ging schweigend an ihm vorüber, um das Zimmer zu verlassen.

„Ich meinte, heute sollten wir doch nicht so fremd aus einander gehen!" rief er ihr mit gedämpfter Stimme nach — fast klang es, als streife er wider Willen den Bann des ernsten Schweigens ab. „Wir haben in den letzten Tagen treulich, wie zwei gute Cameraden, zusammengehalten und gemeinschaftlich ein Menschenleben dem Tode abzuringen gesucht — bedenken Sie das!" fügte er warm hinzu. „In wenigen Wochen gehen wir ja ohnehin aus einander und jedenfalls auf Nimmerwiedersehen. . . Ich will Ihnen die Genugthuung nicht versagen, einzugestehen, daß Sie durch eigene Kraft Vieles widerlegt haben, was ich an Vorurtheil und übler Mei-

nung Ihnen gegenüber neun Jahre hindurch festgehalten; nur in einem dunklen Punkte, in Ihrem unseligen Hasse und Starrsinn sind Sie das ungeberdige Kind geblieben, das einst meine ganze Härte und Strenge herausgefordert hat!"

Felicitas war ihm wieder einige Schritte näher getreten. Der Mondschein überstrahlte voll ihre Gestalt. So wie sie dastand, den Kopf stolz über die Schulter nach ihm zurückbiegend, während das Gesicht mit den strenggeschlossenen Lippen noch tiefer erblaßte, lag etwas unerbittlich Feindseliges in der ganzen Erscheinung.

„Bei den Krankheiten des menschlichen Körpers forschen Sie zuerst nach der Ursache, ehe sie sich ein Urtheil bilden —" entgegnete sie. „Woraus aber die sogenannte Ungeberdigkeit der Menschenseele hervorging, die Sie bessern wollten, das hielten Sie nicht der Mühe werth, zu untersuchen. . . . Sie urtheilten blindlings auf Einflüsterungen hin und haben sich damit einer ebenso großen Sünde schuldig gemacht, als wenn Sie durch ärztliche Nachlässigkeit einen Leidenden zu Grunde gehen lassen. . . . Entreißen Sie einem Menschen sein Ideal, eine ganze, erträumte, goldene Zukunft, er wird, und sei er der frömmste und tugendhafteste, im ersten Augenblicke sicher nicht die Hände falten und ergeben in

den Schooß legen; wie viel weniger aber ein neunjähriges Kind, das sein Auge unabläſſig auf den Tag gerichtet hielt, an welchem es einſt ſeine vergötterte Mutter wiederſehen ſollte, durch deſſen Seele kein Traum, keine Hoffnung ging, die nicht mit dieſem Wiederſehen verknüpft geweſen wäre!“

Sie hielt inne, aber über die Lippen des Profeſſors kam kein Wort; nicht einmal ſein Auge war ihr zugewendet. Er hatte anfänglich bei ihrer Beſchuldigung einmal raſch und heftig den Arm ausgeſtreckt, als wollte er ſie unterbrechen; allein je weiter ſie ſprach, deſto unbeweglicher und aufhorchender wurde ſeine Haltung; er hob nicht einmal die Hand, um ſie über den Bart gleiten zu laſſen, eine Bewegung, die er beim Zuhören unabläſſig zu wiederholen pflegte.

„Der Onkel hat mich in jener glückſeligen Unwiſſenheit gelaſſen,“ fuhr ſie nach einer Pauſe fort, „aber er ſtarb, und mit ihm das Erbarmen in dieſem Hauſe. . . . An jenem Morgen war ich zum erſten Male am Grabe meiner Mutter geweſen; ich hatte Abends zuvor ihr ſchreckliches Ende erfahren — man hatte mir zugleich geſagt, die Spielersfrau ſei ein verlorenes Geſchöpf, das ſelbſt der allbarmherzige Gott nicht in ſeinem Himmel dulde —“

„Warum ſagten Sie mir das Alles damals nicht?“ unterbrach ſie der Profeſſor dumpf.

Felicitas hatte in Rückſicht auf die nebenan ſchlummernde Kranke mit unterdrückter Stimme geſprochen, dadurch wurde der Ausdruck düſteren Grolles noch verſchärft. Sie ſprach auch jetzt in dem angenommenen Tone weiter, während ſie ihrem Widerſacher das ſchöne, bitterlächelnde Geſicht zuwandte.

„Warum ich das damals nicht ſagte?“ wiederholte ſie. „Weil Sie von vornherein erklärt hatten, die Menſchenclaſſe, aus der ich ſtamme, ſei Ihnen unſäglich zuwider, und der Leichtſinn müſſe in meinem Blute ſtecken.“ — Der Profeſſor legte einen Moment die Hand über die Augen. — „So jung ich war, und obwohl erſt eine einzige große, bittere Erfahrung hinter mir lag, wußte ich doch in jenem Augenblicke genau, daß ich kein Erbarmen, kein Mitgefühl finden würde — und haben Sie je Erbarmen, Mitgefühl für das Spielerskind gehabt?“ fragte ſie, raſch einen Schritt näher tretend und mit unſäglicher Bitterkeit jedes Wort betonend. „Iſt Ihnen je eingefallen, daß das Geſchöpf, welches Sie lediglich in das Arbeitsjoch einſpannen wollten, doch vielleicht auch Gedanken haben könne? Haben Sie ſeine Seele nicht tauſendfach gemartert, in-

dem Sie jede nach außen dringende höhere Regung, jeden Ausdruck einer ſittlichen Selbſtſtändigkeit, jeden Trieb zu eigener Veredelung wie wilde Schößlinge erſtickten? . . . Glauben Sie ja nicht, daß ich mit Ihnen rechte, weil Sie mich zur Arbeit erzogen haben — Arbeit, und ſei es die ſtrengſte und härteſte, ſchändet nie — ich arbeite gern und freudig; aber daß Sie mich zur willenloſen, dienenden Maſchine machen und das geiſtige Element in mir völlig vernichten wollten, welches doch einzig und allein ein arbeitsvolles Leben zu veredeln vermag — das iſt's, was ich Ihnen nie vergeſſen werde!"

„Nie, Felicitas?"

Das junge Mädchen ſchüttelte energiſch, mit einer faſt wilden Geberde den Kopf.

„Alſo darein muß ich mich unwiderruflich ergeben," ſagte er mit einem ſchwachen Lächeln, das ſich jedoch, wahrſcheinlicherweiſe ſehr gegen ſeinen Willen, merkwürdig melancholiſch geſtaltete. „Ich habe Sie tödlich beleidigt, und doch — ich wiederhole es — konnte und durfte ich nicht anders handeln. . . ." Er ging einigemal im Zimmer auf und ab. „Ich muß noch einmal eine ſchmerzende Stelle in Ihrer Seele berühren, indem ich meine Motive vertheidige," fuhr er raſch fort; „Sie ſind völlig mittellos und von — verfehmter Herkunft. Sie

ſind darauf angewieſeu, Ihr Brod ſelbſt zu verdienen. Wenn ich Ihrer Erziehung eine höhere Richtung gab, dann erſt wäre es grauſam geweſen, Sie in die niedere Dienſtbarkeit zurückzuſtoßen, und doch hätte ich nicht anders gekonnt; oder glauben Sie, daß eine Familie ſich dazu verſtehen wird, ihren Kindern die Tochter eines Taſchenſpielers als Erzieherin zu geben? . . . Wiſſen Sie nicht, daß ein Mann" — er hielt einen Augenblick inne, tief Athem ſchöpfend, während eine fahle Bläſſe ſein Geſicht bedeckte — „ja, daß ein Mann aus den höheren Kreiſen, der ſein Leben vielleicht mit dem Ihrigen verknüpfeu würde, große innere und äußere Opfer bringen müßte? — Welch' unausgeſetzte Demüthigung für Ihr ſtolzes Herz! . . . Das ſind die ſocialen Geſetze, die Sie mißachten, welche aber die Mehrzahl der Menſchen oft mit unſäglicher innerer Anſtrengung und Aufopferung aufrecht erhält, aus Pietät vor dem Vergangenen, und weil ſie politiſch unbedingt nothwendig ſind. . . . Auch ich muß mich ihnen unterwerfen — es ſteht ja nicht Jedem auf die Stirne geſchrieben, was er innerlich durchmacht — auch von mir verlangen jene Geſetze Entſagung und — einen einſamen Lebensweg."

Er ſchwieg. Es durchſchauerte Felicitas ſeltſam, hier in ſtiller Mitternachtsſtunde in das Geheimniß

eines ſtrengverſchloſſenen Männerherzens blicken zu können, das in ſcheuer Haſt, faſt widerwillig und mit bebenden Lippen ausgeſprochen wurde. . . . Er liebte, und ohne Zweifel ein weibliches Weſen, das nach ſocialen Begriffen hoch über ihm ſtand. Eben noch in Haß und Entrüſtung ihm gegenüberſtehend, beſchlich ſie jetzt ein ihr bis dahin völlig unbekanntes Weh. . . . War es möglich, daß ſie Mitleid fühlen konnte für ihn? Hatte ſie in der That einen ſo unverzeihlich ſchwachen Charakter, ſie, die neulich ſo entſchieden ausgeſprochen: „Wenn ihm ein Leid widerführe, ich würde es nie beklagen!“ Und ſchließlich war er ja gar nicht einmal zu bedauern — warum legte er die Hände entſagend in den Schooß, ſtatt mit männlicher Thatkraft um den hohen Preis zu ringen?

„Nun, Felicitas, haben Sie keine Entgegnung?“ fragte er, „oder fühlen Sie ſich abermals gekränkt durch meine Erklärung, die ich nicht umgehen konnte?“

„Nein,“ entgegnete ſie kalt. „Das iſt Ihre ſpecielle Anſicht — es liegt mir nichts ferner, als der Wunſch, ſie geändert zu ſehen. . . . Sie werden hingegen auch mir den Glauben nicht nehmen können, daß es brave, vorurtheilsloſe Menſchen giebt, die das ehrliche Herz und treue Wollen auch in einer Taſchenſpielerstochter

anerkennen. . . . Was ſoll ich Ihnen noch antworten? Wir würden doch nie zu einem Ende kommen. . . . Sie ſtehen auf dem Standpunkte der ſogenannten Vornehmen, die ſich ſelbſt mit Ketten anbinden, damit ſie um Gottes-willen nicht herunterfallen, und ich gehöre in die von Ihrer Kaſte mißachtete Claſſe der Freidenkenden. . . . Sie ſelber ſagen, unſere Lebenswege gehen binnen Kurzem aus einander auf Nimmerwiederſehen — noch ſtrenger geſchieden aber ſind wir innen. . . . Haben Sie noch einen Befehl in Bezug auf die Kranke für mich?“

Er ſchüttelte den Kopf, und ehe er noch ein Wort zu ſagen vermochte, hatte ſie das Zimmer verlaſſen.

Ende des erſten Bandes.

Druck der Leipziger Vereinsbuchdruckerei.